…agen.

…che Bücher beträgt:

…hr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
…hr		7 M. — ₰
…hr		4 M. — ₰
…		1 M. 50 ₰
…n Band	. . . .	— M. 6 ₰

…sischen und englischen Bücher be-…es Abonnement und zwar zu folgen-

…s Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
…es Jahr		9 M. — ₰
…rteljahr		5 M. — ₰
…onat		2 M — ₰
…inen Band	. . . .	— M. 10 ₰

…gen Abonnements treten nach Vereinbarung …gen ein.

…ten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Doras Opfer.

Erster Band.

Doras Opfer.

Roman

von

E. von Wald-Zedtwitz.

Erster Band.

Berlin 1891.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Herbstliches Sonnengold liegt auf dem Tempelhofer Felde, wo die endlosen Reihen der preußischen Garden bereits formiert sind, um vor ihrem geliebten Kaiser, vor Wilhelm dem Ersten, zu paradieren.

Unerschütterlich stehen sie da, ein Volk der Treue, eine Burg des Gehorsams, ein einziger Pulsschlag hingebender Liebe für den, der ihnen, ihren Vätern und der ganzen Welt ein leuchtendes Beispiel ruhmreichster Soldatentreue war, ist und ewig bleiben wird.

Zwei Treffen sind gebildet. Und was für Treffen! Im ersten die Infanterie, jedes einzelne Regiment hat seinen Namen mit blutigem Griffel in die unvergänglichen Bücher der Geschichte geschrieben.

Wie leises Rauschen des Lorbeers umweht es die Fahnenstangen mit ihren zerfetzten Tüchern und ihren verblaßten Bändern.

Welche Gestalten! Ein reckenhafter Grenadier neben dem andern; das Ende der Aufstellung ist nicht abzusehen, es verliert sich im durchsichtigen Goldblau der erquickenden Herbstluft. Die geschichtlichen Blechmützen der Grenadiere Seiner Majestät ersten Grenadierregiments zu Fuß, die stummen Zeuginnen der einstigen Großthaten dieser Truppe, sonnig beleuchtet, flammen wahrhaft auf den stolzen Häuptern ihrer Träger und ziehen die Blicke der Menge vornehmlich an. Haarbusch an Haarbusch, blinkende Gewehrläufe so viele, daß sie endlich wie eine einzige funkelnde Masse erscheinen.

Auch die flotten Jäger, die Gardeschützen, leicht erkenntlich an den kleidsamen Käppis, fehlen nicht; und dort stehen die Lichterfelder Kadetten, der Nachwuchs des Offizierkorps, auf den das Vaterland seine Hoffnungen für die Zukunft baut.

Den von Kindesbeinen an militärisch geschulten Jünglingen sind die Anstrengungen einer Herbstparade auf dem Tempelhofer Felde eine Lust und

Herzstärkung. Stramm wie die Alten stehen sie da; keine Wimper zuckt und um den bartlosen Mund liegt der Stolz des Mannes.

An die Infanterie schließen sich die Artillerie und die Pioniere, vom Flügel aus nur wie schattenhafte Streifen anzusehen.

In ernster, schweigender Pracht reiht sich Geschütz an Geschütz, und wenn ihr eherner Mund jetzt auch im tiefen Schweigen verharrt, so flößt schon ihr Anblick Respekt ein.

Im zweiten Treffen das bunte, malerische Gewirr der Uniformen der Kavallerie: Das Regiment der Garde du Corps, der Garde-Kürassiere mit dem steigenden Adler auf dem Stahlhelm, dem Stern auf dem Küraß.

Welche herkulischen Gestalten, die Kräftigsten der Kräftigen, sitzen da wie angegossen im Sattel, und Pferd reiht sich an Pferd, jedes einzelne würdig einen Feldmarschall zu tragen.

Die drei Ulanen-Regimenter schließen sich an. Sie gehören zur schweren Kavallerie, aber leicht und schneidig sehen sie aus, die Czapka sitzt ihnen flott auf dem linken Ohr, die Roßschweife wehen im Winde

und ihre farbenprächtigen Rabatten leuchten über den ganzen Platz.

Respekt vor den Lanzen mit den schwarz-weißen Fähnchen. So zierlich sie aussehen, so waren sie und ihre waffengeübten Führer doch das Schreckgespenst der Schlachtgefilde des deutsch-französischen Krieges.

Und dann die Dragoner-Brigade — Hut ab! — Denkt an den blutgetränkten Tag von Mars la Tour! Wie viele der himmelblauen Jungen haben da die Erde mit ihrem Blute getränkt! Wie viele Sprossen der edelsten Geschlechter des Landes entsanken dem Sattel, um an der blutigen Rose, mit der sie der Feind geschmückt, für ihren König zu sterben!

Jene rotgoldig schimmernde Masse mit dem nickenden Reiherstutz auf der Pelzmütze, dem leicht über die Schulter geworfenen blauen Dolman, das sind die Potsdamer Garde-Husaren, das Lieblingsregiment Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm, der heute seine Schwadron Höchst seinem Kaiserlichen Großvater vorführen wird.

Kaiserwetter! Da ist selbst die sonst so reizlose Ebene des Tempelhofer Feldes schön. Ein leichter Regen, der während der Nacht fiel, hat den flüchtigen

Erdboden gebunden; da, wo keine Grasnarbe ihn deckt, schimmert er silbern, da, wo der Rasen vor den Tritten der Garden standgehalten hat, liegt es wie ein mattgrüner Schein darüber. Haidekrautflächen heben sich bräunlich davon ab.

Am fernen Horizont eint sich der wolkenlose blaue Himmel mit dem Sande der Mark, die so herrliche, tapfere Söhne, die uralten und die jungen Märker erzeugte, stramm und straff gewachsen wie die heimischen Kiefern, welche zu wohlgeschultem Forste vereint, ganz in der Ferne ins Blaue ragen.

Die Herbstsonne verschönt auch die Dächer und fensterreichen Häuserfronten der Weltstadt, die mit ihren Riesenarmen mehr und mehr das dem Dienste des Mars geweihte Feld zu umfangen sucht, stets bereit es ganz und gar zu verschlingen.

Aber mögen die materiellen Anforderungen des Weltplatzes noch so große Verhältnisse annehmen, der Idealismus in Waffen, der thatkräftigste Beschützer der Materie und des Ideals, wird sich von hier nicht verdrängen lassen.

Tausende und aber Tausende von preußischen Landeskindern haben sich hier schon im edlen Waffen-

spiele geübt, welches sich im Ernstfalle so herrlich bewährte; Tausende und aber Tausende werden, so Gott will, hier noch ihre Rosse tummeln, im Gleichschritt der Kolonne und in leichter aufgelöster Schützenlinien fechten.

Die Türme Berlins grüßen bis hierher; ihre Kreuze funkeln im Sonnenschein und die langgezogenen Glockenschläge verkünden, daß die Stunde nun bald gekommen ist, wo sich das großartige, herzerhebende militärische Schauspiel in seiner ganzen Pracht entfalten soll.

Fernab von den Truppen die dunkle Mauer der Zuschauer zu Fuß, im Wagen und zu Roß. Dort, wo sich in derselben eine Gasse zeigt, kommt in die scheinbar leblosen Massen eine Bewegung, welche sich wellenartig nach beiden Seiten fortsetzt! Hüte, Taschentücher, Sonnenschirme werden geschwenkt. „Hurra — Hurra —“ braust's durch die Lüfte, eine leichte Staubwolke kommt näher — goldiges Blitzen unterbricht sie — Kommandeure, Adjutanten fliegen — Schutzleute — Armeegensdarmen sprengen hin und her — Hurra Hurra! — —

„Achtung, prä — sen — tiert das Gewehr!“

tönen die Kommandos. „Heil Dir im Siegerkranz,“ schmettern die Trompeten, die Pauken fallen ein, die Fahnen und Standarten senken sich, — „Hurra — Hurra! —“

„Guten Morgen, Grenadiere!“

„Guten Morgen, Euer Majestät!“

Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm der Erste, neben ihm die herrliche Mannesgestalt des Kronprinzen des Deutschen Reichs und dessen Tochter, die Prinzessin Victoria, die sich so sicher im Sattel fühlt wie auf ebener Erde, reitet die Fronten seiner Garden ab.

Welch ein Bild Königlicher Würde! Welche Gestalt, welche Haltung trotz des so weit vorgeschrittenen Alters! Sein mildes, väterliches Auge blitzt seinen Garden entgegen, um seinen Mund liegt das Wohlwollen, welches der Vater für seine Kinder empfindet.

Alle sind sie ihm gleich lieb, für den jüngsten Soldaten schlägt sein Herz ebenso warm wie für den ältesten seiner Generale.

Eine glänzende Suite, in der sich die Vertreter der Armeen der gesamten Welt neben den deutschen

Offizieren aller Waffengattungen, aller Rangstufen befinden, folgt dem Königlichen Feldherrn. Alle, alle kamen, um sich am Anblick des Heldenfürsten das militärische Bewußtsein zu stählen, und um von den Soldaten zu lernen, die ihre Tüchtigkeit in so beispielloser Weise dargethan.

Ja — jeder Deutsche empfindet es mit gerechtem Stolze — der Name des Kaisers Wilhelm und seiner Soldaten hat einen guten Klang, der von einem Ende der Welt bis zum andern dringt.

Drei Viergespanne in höchster Gala aus dem Sattel von Jockeis gefahren, von Spitzreitern geführt, von zwei Generalstabsoffizieren begleitet, nahen im schlanken Trabe.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin mit ihren Damen hat den ersten inne, dann folgt Ihre Kaiserlich Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin mit Ihren Töchtern und endlich — heller, nicht enden wollender Jubel ertönt — im dritten Ihre Königliche Hoheit die liebliche Prinzessin Wilhelm mit den zwei jüngsten Prinzen.

„Wie reizend! Wie entzückend!“ rief's aus aller Munde und manches Auge wird feucht vor Rührung

bei diesem herzentzückenden Anblick dieser jugendlichen zarten Fürstenknospen.

Hierhin, dahin nickend, lüften sie die blauen Matrosenhüte und fangen mit den Händchen die Sträußchen auf, welche man ihnen aus dem Publikum spendet.

Ja, es sind innige Bande, welche Fürst und Volk mit einander verbinden. Gott sei's gelobt! Möge es ewig so bleiben!

„Guten Morgen, Oberst Graf Ippenbühl."

„Guten Morgen, Euer Majestät!" antwortet der also Beglückte, der wie ein Standbild aus Erz auf Fifi, seiner goldfüchsigen Halbstute mit gesenktem Degen vor seinem Regimente hält.

Eine ritterliche Erscheinung, dieser Oberst Graf Ippenbühl; groß, kräftig gewachsen; man sieht weder seiner Gestalt, noch dem ächten, altpreußischen Soldatengesichte die Spuren des vorgerückten Alters an. Ueber allzugutes Avancement hat er sich nicht zu beklagen; er stammt noch aus den alten Zeiten, wo man sechszehn bis achtzehn Jahre Sekondelieutenant war. Sein Auge blickt falkenscharf, ein forscher Schnurrbart beschattet die Lippen und kurzgeschornes,

dunkelblondes Haar den massigen Kopf. Ihm ist's jetzt, als ob ein Feuerstrom durch seine Adern rönne und sein großes, tiefblaues Auge blitzt voller Begeisterung seinem gütigen obersten Kriegsherrn nach.

Immer noch klingen Fanfaren, jetzt wie ein fernes Echo, tönen Kommandos und Hurrarufe.

Nun kommt Bewegung in die Massen; das Gardekorps rückt zum Parademarsch zusammen, jenem berühmten Parademarsche, dem alle Beherrscher des gesamten Erdrundes ihre Anerkennung zollen, den die preußischen Garden schon so oft vom Tempelhofer Felde auf blutige Schlachtgefilde verpflanzten.

Mechanisch wälzt sich die waffenstrotzende Menschenwelle bei Seiner Majestät und dessen Gefolge vorüber, ein beifallvolles Nicken des ehrwürdigen Kaiserhauptes, ein grüßendes Winken von seiner Hand, und alle, die da defilieren, vom ältesten General bis zum jüngsten Grenadier, sind hochbeglückt.

Mehr als ein Landesfürst, mehr als ein Prinz trennt sich von der Seite des Monarchen, um bei dem Regimente einzutreten, welchem er angehört, und bei dem obersten Kriegsherrn vorüber zu paradieren.

Feldzeichen auf Feldzeichen rückt an, eines mehr kugelzerfetzt als das andere. Manches Fahnentuch fehlt ganz, nur die Stange mit der goldenen Spitze und den Ehrenbändern ist noch vorhanden.

Jede Fahne, jede Standarte erhält den Gruß Seiner Majestät und die Herren der Suite folgen seinem Beispiel, indem sie die Hand zur Kopfbedeckung führen.

Der Parademarsch, die anerkennende Kritik aus Hohem Munde sind vorüber, die Befehle werden gegeben und Allerhöchste Auszeichnungen bekannt gemacht.

Oberst Graf Ippenbühl wird von Offizieren zu Fuß und zu Pferde umdrängt, der allseitig geachtete und geliebte Kommandeur ist mit dem roten Adlerorden dritter Klasse mit den Schwertern am Ringe bedacht worden. Der Orden pour le mérite, den er sich im Feldzuge 1866 holte, und das Eiserne Kreuz erster Klasse für Tapferkeit vor Metz am 16. August 1870 erworben, zieren bereits seine Brust.

Nur einer seiner Offiziere hat ihm seinen Glückwunsch noch nicht ausgesprochen, einer, der die allgemeine Freude wohl am lebhaftesten empfindet. Es ist ein Regimentsadjutant, der flotte, bildhübsche Lieute-

nant Adam Baron von Zemtsch, welcher seinem Hause und seinem Herzen so nahe steht.

Graf Ippenbühl hat ihn, seine Tüchtigkeit erkennend, dem Gebrauch entgegen, bei verhältnismäßig kurzer Dienstzeit schon zum Regimentsadjutanten gemacht, ehe er die Stelle eines Bataillonsadjutanten bekleidete. Man hatte darüber im Offizierkorps wohl ein wenig die Nase gerümpft, an unliebsamen Bemerkungen der jüngeren Herren, besonders derjenigen, welche sich auf diese bevorzugte Stellung Hoffnung gemacht, hatte es nicht gefehlt, ja, man war sogar so weit gegangen, Herrn von Zemtsch dies gelegentlich fühlen zu lassen.

Weder der Oberst noch der Adjutant schenkten derartigem Gebahren jedoch Beachtung, und letzterer setzte eine Ehre darein, den Mißgestimmten durch die That zu beweisen, daß die Wahl des Kommandeurs auf einen Würdigen gefallen war. Unermüdlich ist seine Thätigkeit, keine Dienstobliegenheit ist ihm zu gering, er ist bestrebt in allem das Höchste zu leisten.

Der Oberst, der ihn bereits zu höheren Adjutantenposten empfohlen, erkennt dies voll an, und im

Offizierkorps ist man überzeugt, daß die Wahl des Vorgesetzten auf den Würdigsten gefallen ist.

Das beglückt Herrn von Zemtsch, das hebt sein Bewußtsein, spornt ihn zu immer angestrengterer Thätigkeit an, ohne ihn aus den Grenzen der Bescheidenheit heraustreten zu lassen.

Jetzt galoppierte Lieutenant von Zemtsch an dem nach der Stadt abrückenden Regimente entlang und hatte bald die Tete desselben, an welcher der Oberst mit einigen anderen Offizieren ritt, erreicht.

„Von der Befehlsausgabe zurück, und erlaube mir, dem Herrn Grafen meinen gehorsamsten Glückwunsch auszusprechen.“

Einen Augenblick lag das Auge des Grafen Ippenbühl mit stillem Wohlgefallen auf der schlanken und doch so kräftigen Gestalt seines Adjutanten, der jetzt, die Hand noch grüßend am Helme, an seiner Seite ritt.

Er sah es den lebhaften, braunen Augen des jungen Offiziers, seinem in gesunder Frische erstrahlenden Gesichte an, wie sehr er sich über die Allerhöchste Auszeichnung, welche seinem geliebten Kommandeur heute geworden war, freute.

„Ich danke Ihnen, lieber Zemtsch,“ entgegnete der Graf, ihm dabei bedeutend, die Hand sinken zu lassen und seiner Fuchsstute eine leichte Aufmunterung mit den Schenkeln gebend, sodaß sie lebhafter vorwärtstrat, so die übrigen Offiziere um einige Pferdelängen zurücklassend. Nur der Adjutant, richtig vermutend, daß ihn der Kommandeur allein sprechen wollte, war gefolgt.

„Ich nehme den Allerhöchsten Gnadenbeweis nicht für mich allein in Anspruch, mein guter Zemtsch,“ fuhr Graf Ippenbühl fort, „sondern betrachte denselben als für das ganze Regiment und in Sonderheit für das Offizierkorps empfangen, dessen guter Geist die beste Wirkung auf die Unteroffiziere und Mannschaften ausgeübt hat. — Sie selbst haben einen hervorragenden Anteil daran und dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen.

Graf Ippenbühl reichte seinem Begleiter warm die Hand, welche dieser herzhaft schüttelte. Es war ein inniges Verhältnis zwischen den beiden an Alter und Rang so verschiedenen Offizieren, nicht jenes streng dienstliche, welches nur den Vorgesetzten und den Untergebenen kennt, sondern beinahe ein solches wie zwischen Vater und Sohn.

„Kommen Sie, Zemtsch, ich glaube, dort bei der Wagenburg werden wir eines freudigen Willkommens sicher sein — noch stehen sie wie festgemauert. — Major von Kutzbach, bitte gefälligst die Führung des Regiments bis zum Thore zu übernehmen. — Avanti Fifi — avanti! — Wie sie sich freut — so — so — Zemptsch, einen Galoppsprung hat sie — so — ho — ruhig Tempo — ja, ja wenn der Racker merkt, daß es nach Hause geht."

Auch der Rappe des Adjutanten schäumte ungeduldig in die Zügel, sodaß es der ganzen Gewandtheit und Kraft seines Reiters bedurfte, um ihn in der vorgeschriebenen Distance von einer halben Pferdelänge hinter dem Pferde des Komandeurs zu halten.

Adam lächelte still in sich hinein. Das brave Tier hatte Verständnis für das Sehnen seines Herrn, denn auch ihm ging es nicht schnell genug vorwärts.

Der Oberst und der Adjutant, bald hier, bald dahin grüßend, galoppierten nun an den heimziehenden Truppen vorüber, bis sie freie Bahn gewonnen, um dann in fliegender Pace auf die Wagenreihe der Zuschauer, welche sich langsam zu entwirren begann, zuzusteuern.

Das Ziel war nicht zu verfehlen. Der Wagen, welchen sie suchten, war mit zwei leicht erkenntlichen Falben bespannt, in ihm standen zwei Damen, die Ankömmlinge mit wehenden Taschentüchern begrüßend, während ein junger Herr in Civil den hellgrauen Cylinderhut schwenkte.

„'Morgen! 'Morgen! Da sind wir!“

„Herrlich! Unbeschreiblich schön!“

„Ich habe den Kaiser so gut gesehen!

„Ich auch ganz deutlich! Er grüßte hierher!“

„Ach und Dein Regiment, Papa, das schönste — wie eine Schnur kam es vorbei.“

„Natürlich! Selbstredend!“

„Und Fifi ging! Sie ging! — Ihr Rappe aber auch, Herr von Zemtsch — so elegant trat er — und so hübsch schwarz sah er aus.“

„Das müssen Rappen auch, Comtesse. — Mein Pluto ist übrigens stolz auf das Kompliment. — So — na — verbeuge Dich nur — noch etwas tiefer, immer höflich, so ist's schön.“ Einige unsichtbare Hülfen seitens des Adjutanten und Pluto hob den linken Vorderfuß und beugte sich leicht im rechten Knie, um sich dann in der sicheren Hoffnung durch

Zucker belohnt zu werden, schnuppernd der Hand der jungen Gräfin zu nähern.

„Ach, das vergnügte Wiehern!" rief Dora, ihm die sammetweiche Schnauze streichend. Plutos Erwartungen sollten sich erfüllen, denn er durfte den Zucker aus Doras zarter Hand mit der neidischen Fifi teilen.

Adam verfolgte jede Bewegung der jungen Dame. Wie leicht, wie ungezwungen waren sie, und wie leuchtete die Liebe zu den Ihren aus ihren Augen.

„Beinahe könnte ich Pluto beneiden, Comtesse," scherzte Adam.

„Zucker? Ha — ha — ha — Für Sie Zucker?! Und etwas anderes, um Ihre materiellen Gefühle zu befriedigen, haben wir nicht, mein Bruder hat vollständig reine Bahn gemacht."

Das Lachen klang silberhell, eine Reihe perlweißer Zähne zeigte sich hinter den frischroten Lippen.

„Komm, Pluto — hier noch ein Stück — pfui, Fifi, wer wird so neidisch sein."

Dora wehrte mit der schmalen weißen Hand, von der sie den dänischen Handschuh gezogen hatte der zudringlichen Stute.

„Geh — fort — fort — der Schelm giebt mehr als er hat.“

„Die Herrschaften können übrigens gratulieren,“ bemerkte Herr von Zemtsch, lächelnd mit der Hand auf die Brust des Obersten deutend.

„Einen Orden!?“

„Roter dritter — mit Schwertern am Ringe!“

„Und das sagen Sie erst jetzt, Herr von Zemtsch!?“

„Gnädigste Comtesse beliebten sich bis jetzt ja nur mit meinem Pferde zu beschäftigen.“

„Aber ich kann Ihnen doch keine Komplimente machen — wo — Zucker — ha — ha — ha —“

„Warum nicht? — ha — ha — ha!“

Allseitige Glückwünsche erfolgten und endlich war es dem Kutscher vergönnt, seinen Wagen langsam in Bewegung setzen zu lassen, worauf Kommandeur und Adjutant mit kurzem Grüßen ihren Gäulen die Schenkel gaben und dem Regimente, dessen Queue eben zwischen den ersten Häusern Berlins verschwand, nacheilten.

„Wie schneidig er reitet!“ sagle Gräfin Dora mehr zu sich selbst als zu ihrer Mutter.

„Papa war stets ein vorzüglicher Reiter,“ be-

merkte die Gräfin mit ihrer tiefen, weichen Stimme, indem sie ihrem Gatten einen langen zärtlichen Blick nachfolgen ließ.

Dora lehnte sich ein wenig in die Kissen zurück, um das Erröten zu verbergen, denn sie hatte, obgleich von der Reitkunst ihres Vaters vollständig überzeugt, in diesem Augenblicke keineswegs an diesen, sondern an Herrn von Zemtsch gedacht.

Jetzt errötete sie noch mehr, denn ihr Bruder Joachim hatte sich auf dem Bock umgedreht und sie mit vielsagendem Lächeln angesehen. Hätte sie ihn nicht so lieb gehabt, so wäre sie ihm böse gewesen, aber so —? Natürlich hatte Josel längst bemerkt, daß sie Adam Zemtsch nicht ungern sah und eigentlich war es ja für ein so junges Mädchen wie sie, das höchste Vergnügen, sich von einem älteren Bruder mit einem netten Lieutenant etwas necken zu lassen. Wie hätte die kleine Courmacherei Joachim auch verborgen bleiben können, ihm, der schon so viel Übung darin hatte? Er war ja bereits Referendar, machte bald seinen Assessor, wurde vielleicht einmal Diplomat, da gehörte das ja dazu.

Nur mußte er in den gehörigen Schranken bleiben, und das blieb er ja; dafür war er viel zu weltgewandt und ein viel zu rücksichtsvoller guter Bruder. Ach, sie liebte diesen ihren einzigen Bruder so namenlos! Er war ja aber auch ihrer Meinung nach der prächtigste und hübscheste junge Mann, den es nur gab — ausgenommen etwa —? Dora errötete wieder. „Jeder in seiner Art,“ dachte sie endlich und war glücklich, gegen Joachim und gegen Herrn von Zemtsch auch in Gedanken gerecht zu sein.

War die Stimmung der Familie Ippenbühl eigentlich stets eine heitere, so heute ganz besonders, hatte sie doch allen Grund, glücklich zu sein, stand es doch nach den Beweisen Königlicher Huld jetzt ziemlich fest, daß der Oberst bei den Beförderungen zum General und Brigadekommandeur nicht übergangen werden würde.

Bei aller Tüchtigkeit, allen soldatischen Tugenden des Obersten war die Möglichkeit des Scheiterns an der Generalsklippe doch nicht ganz ausgeschlossen gewesen. Graf Ippenbühl war ein tapferer Haudegen, der sich nur in Frontstellungen bewegt hatte, wohingegen man jetzt in den höheren Posten die General-

stäbler und diejenigen, welche die Adjutantenlaufbahn durchgemacht hatten, bevorzugte.

Die Kriegsführung hatte sich eben aus dem einstigen rohen Waffenhandwerk mehr und mehr zur Kunst herausgebildet, welche eine höhere Schulung verlangt, als sie der praktische Dienst allein geben kann.

Daneben war das Bestreben, möglichst junge Kräfte an die Spitze zu stellen, überall kenntlich und dann, Oberst Graf Ippenbühl hing nun einmal das schlechte Avancement seiner Lieutenants- und Hauptmannsjahre noch an.

Für den strebsamen, ehrgeizigen Mann war seine Beförderung eine sehr wichtige Frage, vor deren Entscheidung Frau Gräfin Hedwig von Ippenbühl stets ein wenig gezittert hatte. Wie hätte ihr Gatte, der mit Leib und Seele Soldat war, eine Verabschiedung, das damit in den meisten Fällen verbundene bittere Gefühl der Zurücksetzung und eine plötzliche Unthätigkeit ertragen sollen?

Außerdem fiel auch der Geldpunkt schwer ins Gewicht: Von dem an und für sich nicht bedeutenden Vermögen, welches die Gräfin, eine Geborene von Clemenz, mit in die Ehe gebracht hatte, waren schon

bei den mehrfachen Versetzungen einige Wertpapiere veräußert worden; die teuren Pferde hatten Geld gekostet; die Erziehung und weitere Fortbildung der beiden Kinder Opfer gefordert und forderten sie noch, und dann waren für einen Regimentskommandeur der Garde die unvermeidlichen Standesausgaben keine geringen.

Wenn auch von Höchster Stelle schon öfters Verordnungen über die einfache Lebensweise der Offiziere gegeben worden waren, so blieben der Ausgaben doch immer noch genug. Es war nun einmal Sitte, daß der Oberst seine Offiziere und deren Frauen öfters bei sich sah; ging es auch verhältnismäßig einfach dabei zu, so machten sich die gesteigerten Lebensverhältnisse der Neuzeit doch auch dabei geltend.

Geschenke an scheidende Kameraden oder bei Hochzeiten, Liebesmahle kosteten Geld; ein Kommandeur der Garde mußte eine anständige Wohnung haben, sich ab und zu im Theater, in Hofkreisen zeigen; sein Anzug mußte tadellos sein — kurz, tausend Kleinigkeiten, an und für sich vielleicht geringfügig, einten sich schließlich zu einer großen Summe.

Die Gräfin seufzte ein wenig. Es war nicht leicht für einen höheren Offizier ohne großes Vermögen, sich durch alle diese Klippen hindurch zu winden. Aber jetzt lächelte sie glücklich: die nächste Zukunft schien ja gesichert, in nicht allzulanger Zeit mußte ja der ersehnte Generalsrang und die damit verbundenen höheren Bezüge kommen.

Ihr Auge überflog den Menschenstrom, der ihrem Wagen zur Seite der Stadt wieder zupilgerte, um dann mit stillem Entzücken das rosige Gesicht ihrer Dora, welches das goldschillernde Haar so anmutig umlockte, zu streifen und endlich auf ihrem Sohn Joachim haften zu bleiben, der sich von seinem Bocksitz aus zu den Damen umwandte, diese und jene Bemerkung über die Vorübergehenden machend.

„Welch' ein froher Tag, meine lieben Kinder!" sagte Frau Hedwig dankbaren Herzens. „Zu welcher glücklichen Frau und Mutter hat mich der liebe Gott gemacht!"

„Meine Herzensmama!" damit drückte ihr Dora die Hand, während Joachim ihr freundlich zunickte.

„Und dennoch muß ich Dir Dein Glück jetzt ein wenig verkürzen, liebes Mamachen; denn für einen

zukünftigen Ministerpräsidenten scheint mir der Bockplatz jetzt doch nicht mehr ganz geeignet zu sein," rief Joachim ihr zu und wollte herabsteigen. Sie hatten sich inzwischen schon den vornehmen Vierteln der Hauptstadt genähert.

„Halten Sie, Kutscher." Joachim zog die Börse.

„Bitte, lieber Sohn —"

„Mamachen, Du wirst erlauben — hier Kutscher."

Joachim sprang gewandt von seinem erhöhten Sitze und reichte die unbehandschuhte Rechte — er hätte sich's nie verziehen, gegen die herrschende Mode, keine Handschuhe zu tragen, verstoßen zu haben — den Damen in den Wagen. „Leb' wohl, Mütterchen, Dora, schön Dora, meinen ehrerbietigsten Gruß."

„Ach, geh' doch, Spötter!"

„Du kommst doch heute Abend zum Thee, lieber Sohn?"

„Wenn es mir irgend wie möglich ist, ja, aber ich habe viel zu thun, so ein Assessor macht sich nicht von selbst."

„Nein, diese entsetzlichen Examina!" rief Dora unwillig.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus, holde Schwester.“

„Wieviel Examenangst habe ich nun schon mit Dir durchgemacht, Josel!“

„Du gute Seele, Du hast Dich immer für mich mit geängstigt.“ Josel hatte die Wahrheit gesprochen; denn er war, auf sein gutes Glück hoffend, welches ihn bis dahin noch nicht verlassen hatte, stets mit einer gewissen Unverfrorenheit in die Prüfungen gegangen, und hatte er auch nie etwas Besonderes geleistet, so war er doch immer mit blauem Auge hindurch geschlüpft. Das genügte ihm aber, sah er doch nur zu oft, wie die Mittelmäßigkeit triumphierte, was ihm an Tiefe des Wissens fehlte, hoffte er reichlich durch seinen Namen und durch seine angenehme Persönlichkeit zu ersetzen.

„Papa würde Dich heute gerade schmerzlich vermissen,“ sagte jetzt die Gräfin.

„Ich glaube, er spendiert eine Flasche Sekt,“ fiel Dora ein.

„Ach, seitdem Papa den Patriotismus so weit treibt, deutsche Marke zu bevorzugen — reizt der mich nicht.“

„Der schmeckt ganz gut.“

„Desto besser für Dich — und — Adam Zemtsch — ha ha — zufahren! Auf Wiedersehen — viel — leicht!“

Dora verspürte Lust, ihrem neckischen Bruder ein ganz klein wenig die Zunge herauszustecken, aber sie besann sich, daß sich dies für eine junge Dame doch nicht mehr paßte und ließ sich daran genügen, ihm mit dem Fächer, welchen er ihr erst heute morgen zur Feier der großen Parade geschenkt hatte, zu drohen.

„Der arme Josel,“ sagte die Gräfin, „nach solchem anstrengenden Morgen muß er nun noch so fleißig arbeiten, die Examina sind auch zu schwer.“

„Da könnte Bismarck wirklich einmal ein Machtwort sprechen und die armen Referendare entlasten,“ fiel Dora mit wichtiger Miene ein. Hätte der Fürst den diese Worte begleitenden Blick sehen können, er hätte vor der kleinen Komtesse gezittert.

„Mein gutes Kind,“ bemerkte die Gräfin lächelnd, „dieser vielbeschäftigte Herr hat so viel zu thun, daß er sich unmöglich auch noch darum kümmern kann.“

„Nun, dann sollte ein anderer daran denken; es giebt doch Räte und Geheimräte genug, die wissen

doch, wie schwer so ein Examen ist.“ Dora konnte noch immer nicht darüber fortkommen, daß ihr Bruder selbst heute arbeiten mußte.

Josel schlenderte jetzt die endlose Friedrichstraße bis zu dem nächsten Droschken-Halteplatz entlang, warf sich in eine erster Klasse, nannte dem Kutscher seine Wohnung und fuhr, in der festen Absicht, heute den ganzen Tag über tüchtig zu arbeiten, derselben zu.

„Ich werde mir jetzt von meiner Wirtin ein einfaches Frühstück besorgen lassen, so spare ich Zeit und Mama spendiert heute abend doch etwas Gutes.“ Er durfte an diesem Tage nicht zu Hause fehlen, er sah das ein, es würde die Eltern kränken und ihm selbst wäre es schwer geworden, Papas und der Seinigen Freude nicht zu teilen.

„Halt — halt!“ ließ sich jetzt die Joachim so bekannte Stimme des jungen Prinzen Rommberg vernehmen, der auf dem Trottoir ging, ihm mit Hut und Stock zuwinkend.

Der Rosselenker zügelte den so wie so nicht übermäßigen Lauf seines Droschkengauls und der Prinz trat an den Wagenschlag.

„Famos, daß ich Sie treffe, Josel, wir sind alle

bei Ewest. Fredel Burggraf ist durch und wir feiern da eine fidele Kneipe."

„Durch!? Uhhhnglaublich!" entfuhr es Ippenbühl.

„Aber wahr! Warten Sie, ich steige ein. Evest, Kutscher! Sie wissen doch?"

„Na un ob!?"

Das Gefährt rollte weiter und es schien, als ob Joachim den guten Vorsatz, heute so recht fleißig zu sein, niemals gefaßt hätte. Ob er nun heute noch Zeit hatte, seine Eltern zu besuchen, schien jetzt mehr als zweifelhaft. Umstände verändern eben die Sache.

„Ah, Ippenbühl! Ippenbühl! 'Tag, Josel! Servus, servus! Grüß Gott, Graf! Das ist recht von Dir, Serenissimus, daß Du den guten Josel mitgeschleift hast," klang den Eintretenden von allen Seiten entgegen. „Hier, hier! Wir rücken zu!" Einige Herren machten Platz und bald stürzte Joachim ein Glas kalten Sektes nach dem andern hinunter — das war kein deutscher Landsmann, kein Ewald, kein Mathäus Müller, das war echter, prickelnder Monopole. „Kinder, Kinder, der Dorscht. Ach — ja, Festenberg schenken Sie mir ein."

„Ewest, Ihr Kaviar ist doch die Krone aller

Kaviars! Und über Ihre gebackenen Seezungen geht doch nichts."

„Sehr verbunden, langen Sie nur ordentlich zu, Herr Graf," entgegnete der geschmeichelte Wirt.

„Was essen Sie denn da, Blankenburg?" fragte Josel über den Tisch herüber.

„Gebackene Austern mit Sauerkraut."

„Und Sie, Hochstein?"

„Nur so ein kleines Ragout von Krebsschwänzen."

„Mir auch, Ewest! — Beides — dann ist die irdische Glückseligkeit vollkommen!"

„Aha — Josel ist noch immer Nachesser," scherzte Graf Hochstein. Ippenbühl hatte wirklich die Schwäche, alles essen zu müssen, was er andere essen sah, was ihm manchmal recht teuer zu stehen kam.

„Das Leben ist doch ein großes Paradies!" rief er jetzt frohester Laune, indem er sich mit Wohlbehagen den Mund wischte, um dann langsam wieder ein Glas Sekt zu schlürfen.

„Prosit Baron!"

„Prosit! Was wir lieben!"

„Na, na, aber nicht alles, das wäre ein bißchen viel!"

„Wo waren Sie denn bei der Parade? Kein menschliches Auge konnte Sie entdecken, Graf!“

„Fragen Sie lieber was ich war, Maiden. Ich war guter Sohn und Bruder und daraus folgt erst wo ich war, nämlich auf dem Bock des Wagens meiner Mama.“

„So — so — deshalb — sahen wir Sie nicht. Sie müssen sich wirklich einen Gaul anschaffen. Bei solchen Gelegenheiten ist er doch ganz unentbehrlich.“

Joachim nickte mit dem Kopfe, ließ es unentschieden, ob Gräfin Ippenbühl in ihrem eigenen oder in einem Mietswagen gefahren war und ob er sich ein Pferd kaufen wollte. Wer wußte denn in dem großen Berlin ob ein Mann, in der immerhin hier in der Weltstadt unbedeutenden Stellung eines Regimentskommandeurs, wie Graf Ippenbühl, über eigenes Gespann zu verfügen hatte, oder nicht?

Das Frühstück dehnte sich wirklich bis zum Abend aus und war den beteiligten Herren etwas teuer gekommen. Das schadete nicht, Joachim Ippenbühl war daran gewöhnt, viel Geld auszugeben und verstreute es mit leichter Hand. Bis jetzt hatte es ihm noch nie daran gefehlt, sein guter Vater gab es

reichlich. Das Leben eines sogenannten Garde-Referendars aus vornehmer Familie, der hier in Berlin unter der jeunesse dorée eine gewisse Rolle spielen wollte, der Oberst mußte sich dies im voraus sagen, kostete nun einmal mehr wie in der Provinz. „Ordentlich oder garnicht, dies Wollen und nicht Können ist mir in der Seele zuwider," pflegte sich Joachim vor sich selbst zu entschuldigen, wenn, was oft genug vorkam, leise Sorgen in ihm aufstiegen.

Es war ja auch schwer für einen so allgemein beliebten jungen Mann, wie er war, sich von diesem und jenem zurückzuziehen. Die Verführung kam ja aus heiterem Himmel, so heute wieder dieses Frühstück bei Ewest.

Es würde doch wirklich zu unfreundlich gegen den guten Friedel Burggraf ausgesehen haben, wenn er sich nicht hätte daran beteiligen wollen. Sollte er sagen, er hätte zu thun, müsse den Abend bei seinen Eltern zubringen? Das war doch unmöglich.

Ein junger, vornehmer Herr, der eine große Laufbahn machen wollte, mußte sich auch sehen lassen, überall mußte er sein. Das was das Leben jetzt kostet, waren sozusagen nur Auslagen, welche sich

später wieder reichlich einbrachten. Außerdem war's ja auch so schön lustig zu sein. Einmal war man ja nur jung. Lustig war die ganze Gesellschaft, die sich hier bei Ewest versammelt hatte, das konnte ihm niemand absprechen.

Das Bestellte kam, Josel verzehrte die Austern, stocherte mit der Gabel in dem Ragout herum, schob es dann samt dem Sauerkraut bei Seite, ohne einen Augenblick daran zn denken, daß er einen Thaler umsonst ausgegeben hatte. Wer sollte sich auch über solche Kleinigkeiten Kopfschmerzen machen? Ein junger Mann von Josels Schlage bestimmt nicht.

„Herr Baron Slenderhahn?“ fragte jetzt der bedienende Kellner, indem er, sich im Kreise umsehend, eine Depesche in die Höhe hielt.

„Hier hängt er!“ rief der Gesuchte.

„Der Diener des Herrn Barons soeben gebracht,“ damit überreichte der Kellner das Telegramm, welches sofort erbrochen wurde.

„Donnerwetter!“ entfuhr es Herrn von Slenderhahn, indem das Papier seiner Hand entfiel.

„Na nu?“ fragte Ippenbühl.

„Lesen Sie.“

„Was? — Mein Gott! — Feo Karstedt hat sich erschossen!“

Alles blieb sprachlos, Josel aber war kreidebleich geworden und sank ermattet in den Stuhl zurück. Einer der Herren ergriff das verhängnisvolle Blatt und las es vor:

„Alter Karstedt gekracht, Feo mit, ersterer flüchtig, letzterer erschossen, Brief folgt. Graf Seeden.“

Diese erschütternde Nachricht hatte wie ein kaltes Sturzbad auf die eben noch so ausgelassene Gesellschaft gewirkt, nach und nach verflüchtete sich jedoch diese Stimmung und der Champagner machte seine erheiternden Rechte wieder geltend.

In der großen Welt stehen ja solche Ereignisse nicht vereinzelt da, und was bleibt schließlich anderes übrig als darüber zur Tagesordnung über zu gehen?

Nur Graf Ippenbühl verharrte in düsterem Schweigen und man verargte es ihm nicht, daß er keinen Tropfen mehr trank, sondern aufstand und das Lokal verließ, war der junge Karstedt doch sein bester Freund gewesen.

Der Oberst stieg eben vor seinem Hause in der Friedrichstraße vom Pferde. „Sie kommen heute

abend ein Stündchen, ich denke um acht Uhr aus dem Schlosse zurück zu sein," wandte er sich an Herrn von Zemtsch, der ihm bis hierher das Geleit gegeben hatte und verschwand hinter der Hausthür, während Fritz Billwo, der Bursche, Fifi beim Zügel nahm und dann dem Stalle zuführte.

Die Fuchsstute hatte es gut. Ein herrlicher Stall, eine gefüllte Krippe erwartete sie, und das freudige Gewieher ihrer Stallkameraden tönte ihr entgegen, ebenso von ihr beantwortet.

Längst hatte Fritz eine bequeme Streu bereitet, nun gings aus Trockenreiben, die Gurte wurden gelöst und endlich des Sattels ledig, durfte sich das edle Tier nach Herzenslust in dem weichen Strohe wälzen.

Fritz Billwo stand dabei und betrachtete es zärtlichen Blickes. Wußte er doch, daß Fifi das Leib- und Magenpferd seines Herrn war, der Brotverdiener, der überall hinging und mitten im Feuer wie angenagelt stand. Ließ er's auch an Sorgfalt den beiden andern Pferden gegenüber nicht fehlen, so erhielt Fifi doch stets neben der ihr zustehenden Ration noch einen Leckerbissen obendrein. Mehr als einmal

teilte er mit ihr sein Frühstück. Was thäte ein guter Bursche nicht für sein Pferd!

Herr von Zemtsch hielt noch einen Augenblick vergeblich Umschau nach dem Wagen, welcher die Gräfin und Dora zurückbringen sollte, wandte dann das Pferd und ritt der Kaserne zu.

Frau Hedwig und Dora empfingen den heim kehrenden Hausherrn bereits am Frühstückstische, den die Gräfin in Anbetracht der Anstrengungen des heutigen Tages reichlicher besetzt hatte als gewöhnlich. Eine warme Vorlage schien ihr unbedingt nötig, während sonst hier die größte Einfachheit herrschte.

„Mein lieber, lieber Mann!“

Die Gräfin breitete die Arme aus und umschloß ihren Gatten zärtlich, doch lange konnte sie sich dieser Umarmung nicht freuen, denn Dora verdrängte sie und hing sich mit wahrer Inbrunst an den Hals des Vaters.

„Herzenspapa! Nun hast Du wieder einen Orden! Unser lieber Kaiser! Wie viel mal bist Du denn nun schon Ritter? Wie stolz bin ich auf Dich!“

„Närrchen. Wenn die Orden allein den Ritter

machten, das wäre schlimm. Hier drinnen in der Brust sitzt der Ritter und nicht auf derselben."

Sie setzten sich nieder.

„Der erste Schluck gelte unserm vielgeliebten Kaiser!" Er ergriff das Glas und führte es gegen die seiner Damen.

„Hoch! Hoch!" ertönte es in dem kleinen Kreise aus drei dankbar erfüllten Preußenherzen. Ehrlicher konnte keine Ovation gemeint sein, und wäre es die prunkvollste, unter Pauken und Trompeten ausgebracht.

Graf und Gräfin Ippenbühl hatten sich in der Zeit verheiratet, welche in Bezug auf Zimmereinrichtung als die geschmackloseste zu bezeichnen ist. Aus dieser stammten ihre Möbel und alles, was sie umgab. Künstlerisch und schön war es nicht, aber peinlich sauber gehalten, die Anordnung eine gefällige und dem Ganzen der wohlthuende Stempel der Behaglichkeit aufgedrückt, welchen gerade die stilvollen, reichen und farbenprächtigen Einrichtungen oft vermissen lassen.

Nur das Speisezimmer war neu und zeitgemäß und nahm sich etwas sonderbar gegen die übrigen mit steiflehnigen hartlinigen Möbeln besetzten Stuben

aus. Als Ippenbühl heiratete, hatte sich ein junges Paar mit bescheidenen Mitteln den Luxus eines besondern Eßzimmers nicht gestattet, jetzt aber durfte es bei dem Regimentskommandeur nicht fehlen.

Militärische Bilder zierten die Wände, als höchsten Schmuck derselben aber betrachtete das ganze Haus das Bild des geliebten Kaisers, ein Abschiedsgeschenk von Graf Ippenbühls altem Regiment, in dem er lange gestanden und die beiden Feldzüge in ehrenvollster Weise mitgemacht hatte.

Beim Hoch auf Seine Majestät hatte er den Blick voll auf dasselbe gerichtet. Ehrgeizig, strebsam, durchdrungen von jener, wohl in erhöhtem Maße gerade den preußischen Offizieren eigenen, schwärmerischen Verehruug für seinen höchsten Kriegsherrn, befand er sich noch immer in einer gehobenen Stimmung.

Auch seinem Familienstolz war heute geschmeichelt worden. Stets bestrebt, den alten guten Namen Ippenbühl, dessen Stammbaum bis in das frühe Mittelalter zurückreichte, den möglichsten Glanz zu geben — jenen nämlich den innere Tüchtigkeit und standesgemäßes Auftreten nach außen verleiht —

fühlte er mit Genugthuung, daß diesem wieder eine Bevorzugung geworden war.

Er hatte dem Namen schon manches Opfer gebracht: Er verzichtete gemeinsam mit andern, freilich weit wohlhabenderen Vettern auf einen, wenn auch geringen Anteil an einem Familienfideikommiß, damit dem Besitzer des Stammgutes Ippenbühl die Erhaltung desselben ermöglicht wurde. Er war Johanniter geworden, weil ein Graf Ippenbühl seiner Ansicht nach dieser Ordensgemeinschaft angehören mußte, hatte seinen Kindern eine sehr gute Erziehung gegeben und scheute in Sonderheit keine Ausgabe, um seinem einzigen Sohne eine bevorzugte Laufbahn zu sichern.

„Ob Josel wohl einmal Minister wird?“ war eine Frage, welche schon oft im engsten Familienkreise erörtert wurde. Ja Joachim, auch Jochem oder Josel genannt, war der Augapfel, der Traum der Zukunft seiner gräflichen Eltern und seiner Schwester Dora.

Es war Zeit für den Obersten, sich zum Paradediner im königlichen Schlosse zu rüsten. Mit der ihm eigenen Sorgfalt kleidete er sich dazu an und bald durchschritt er jugendlich, schneidig, so recht das

Bild des Kommandeurs eines vornehmen Garderegiments, die mächtigen Hallen des königlichen Gebäudes, um in dem Prachtraume des „Weißen Saales“ mit den anwesenden Fürstlichkeiten, den Generalen und Stabsoffizieren, welche in der Parade gestanden hatten, das Mahl einzunehmen, welches ihnen des königlichen Herrn gastliche Hand bereitete.

Der herrliche in Weiß und Gold gehaltene Saal strahlte bereits in einem Lichtermeere. In einem mächtigen Viereck war die Tafel gedeckt, reich, vornehm mit Silber und Blumen, herrlichen Krystallen und feinem Porzellan besetzt. Fürwahr ein königlicher Anblick!

Uniform drängte sich neben Uniform und jetzt öffneten sich die weiten Flügelthüren, der Hof, an der Spitze Seine Majestät der Kaiser und König, Ihre Kaiserlich Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin führend, gefolgt von den übrigen hohen Herrschaften und den Hofchargen, trat ein.

Lautlose Stille, Verneigung, unr das tiefe sonore Organ des Kaisers ist zu vernehmen, jenes Organ, welches niemand vergißt, wer es nur einmal hörte.

Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches nahm die Tischgesellschaft Platz. Lakaien fliegen, die Pagen reichen die Schüsseln, ein Bild voller Leben, voller goldschimmernder Farbenpracht hat sich entfaltet.

Der Wein, der schäumende Champagner perlt in den Kelchen. Seine Majestät trinkt auf das Wohl des Garde-Korps, welches heute in der Parade gestanden, darauf bald diesen, bald jenen seiner Gäste durch einen Zutrunk ehrend. Und wie leutselig er dabei blickt. Jeder Beglückte fühlt, daß der stumme und doch so beredte Gruß dem Hohen Herrn von Herzen kommt.

Das ist die eigne Macht dieses Monarchen, daß jeder seiner Blicke zündet, daß jeder die Bande zwischen Ihm und seinen Untergebenen fester schließt, wenn solches überhaupt noch möglich.

Jetzt ist die Tafel aufgehoben, zwanglos wird der Kaffee genommen. Der Kaiser, der Kronprinz, die Höchsten Damen machen Cercle, bald diesen, bald jenen begrüßend.

„Halt, mein lieber Oberst Ippenbühl!" rief eben der Kronprinz; der Graf stand schon vor ihm.

„Hier — werden Sie auch Platz dafür haben?

Für die kleine wilde Hummel, die nun wohl schon recht groß geworden ist. O, ich entsinne mich noch ganz genau — damals auf der Pfaueninsel."

Und huldvoll grüßend, wie es die Art des Hohen Herrn ist, schiebt er dem freudig erstaunten Obersten ein ganzes Paket der herrlichsten Bonbons zu.

Auch dieses militärische Prunkfest ist vorüber, die Gäste verlassen das Schloß und fahren nach Hause. Graf Ippenbühl wird daheim freudig begrüßt, Dora öffnet ihm selbst die Thür.

„Nun Papachen, wo hast Du die Bonbons?" damit untersuchte sie seine Taschen.

„O, wie schön! Ich danke, danke Dir!"

„Kleines Leckermaul und rate von wem?"

„Nun?"

„Von Höchster Hand. Seine Kaiserliche Königliche Hoheit der Kronprinz hat sie mir selbst für Dich gegeben."

„Ach, der liebe, liebe Herr!" entfuhr es Dora jubelnd. „Er hat sich meiner also noch erinnert. Es war doch zu hübsch, als wir ihn auf der Pfaueninsel trafen und er uns ansprach."

„‚Für die kleine wilde Hummel,‘ geruhten der Kronprinz zu sagen.“

„Ha — ha — ha — daß er mich auch gerade auf der alten Eiche treffen mußte. Ha — ha — ha.“ Dora berührte diese süßen Schätze nicht, sondern fügte sie ihren liebsten Erinnerungen zu und verschloß sie sorgfältig.

Die Gaslaternen auf den Straßen brannten schon längst und jenes Surren und Rasseln, welches so charakteristisch für die Hauptverkehrsadern von Berlin ist, drang bis in das dritte Stockwerk herauf, in welchem die Wohnung des Grafen Ippenbühl gelegen war. Dora, obgleich sie noch am Fenster saß, dessen Scheiben zuweilen leise erzitterten, schien es jedoch nicht zu bemerken, denn ihre Aufmerksamkeit galt allein der Klingel des Vorplatzes, angeblich um zu lauschen, ob Josel sich zum Abend einstellen würde, in Wirklichkeit aber, um — Schnrrrrrrr! —

„Da ist er!“ Sich unwillkürlich mit den schlanken, weißen Fingern noch einmal durch das goldigblonde Haargekraus fahrend, sprang sie auf und setzte sich an den runden, die Mitte des Zimmers einnehmenden,

von einer Hängelampe beleuchteten Tisch und ergriff ein Buch.

„Guten Abend, Herr von Zemtsch — nun? — Schon?“

„Schon? Ich störe Sie doch nicht etwa in der Lektüre?“ Er trat näher heran. „Nein, ich bin beruhigt, denn Sie haben ja das Buch verkehrt in der Hand.“

Dora warf einen entsetzten Blick auf die Seiten. „Ach, was Sie auch immer haben. — Da kommt Mama.“

Die große, etwas magere aber vornehme Gestalt der Gräfin erschien eben im Rahmen der mit einem dunklen Vorhang abgeschlossenen Thür. Dora hatte dieselbe Gestalt, auch das längliche, schmale, so anmutige Gesicht.

„Guten Abend, Herr von Zemtsch, das ist nett von Ihnen. Haben Sie meinen Sohn nicht mitgebracht?“

„Aber Mutterchen, Herrendienst geht bekanntlich vor Gottesdienst,“ ließ sich jetzt die Stimme des Obersten vernehmen, welcher sporenklirrend über den einst gewiß recht schönen, jetzt aber schon etwas

abgetretenen Teppich schritt. „Guten Abend, Zemtsch.“

Gräfin Hedwig legte ihre langen, mageren aber weißen Hände auf die Schultern ihres Gatten und sah ihn mit ihren dunklen, herzigen Augen liebreich vorwurfsvoll an. „Du weißt, Männe, daß ich dieses Sprüchwort nicht leiden mag, unser lieber, alter, guter Herrgott steht immer oben an.“

„Gewiß, mein Muschchen,“ sagte der Graf und sein Blick gab volles Zeugnis davon, daß er wie in allen Dingen so auch in diesem ganz und gar mit seiner ebenso getreuen als lieben Ehehälfte übereinstimmte.

Dora verschwand im Nebenzimmer und steckte bald, mit den Fingern schlenkernd, den blonden Kopf zur Thür herein. „Das Theewasser kocht — au — au — nein, so dumm auch.“

„Was ist Ihnen denn, Comtesse?“

„Nichts. Sie brauchen wirklich nicht ein so ängstliches Gesicht zu machen. Nur ein wenig verbrannt, das Wasser spritzte so.“

„Nehmen Sie nur gleich —“

„Garnichts und ein Quentchen Geduld, das ist ein vorzügliches Rezept, Herr von Zemtsch,“ rief

Dora lachend, ihren Eltern den Vortritt ins Speisezimmer lassend, während sie mit dem Adjutanten, der zum Hause gehörte, folgte.

Nun surrte der Theekessel seine traulichen Weisen, die Herrn von Zemtsch so ganz und gar das Gefühl „des Zuhause“ gaben. Harmlose Gespräche wurden geführt, mancher Scherz flog hinüber und herüber und dabei war die Kost so einfach wie möglich.

„Aber jetzt!“ rief Dora mit der Hand nach der Thür zeigend, wo Fritz eben in der schlichten aus einem alten Überrock des Kommandeurs hergerichteter Livree, mit einer Flasche deutschen Schaumweins und vier Gläsern erschien.

„Herr von Zemtsch bringt den Toast auf den neuen Ritter aus!“

„Gewiß, Komtesse! Was thäte ich lieber? Herr Graf gestatten —“ Er erhob sich und nun sprach er einfach, herzlich, so wie er's dachte, um mit dem Wohl auf den Kommandeur und das ganze liebe Haus Ippenbühl zu schließen.

„Hoch — hoch — und dreimal hoch!“

„Hoch — hoch!“ rief auch Dora. „Ich bilde den Chor — ich muß das Hoch verstärken.“

Das war wieder einmal so ein recht traulicher Abend, den Adam im Kreise der Familie Ippenbühl verleben durfte. Als er gegen elf Uhr durch die Friedrichstraße den Linden zuschritt, kam ihm das Treiben, der Lärm, das Wagengerassel nach dem stillen Frieden da oben — unwillkürlich hob er den Blick zu dem dritten Stockwerk jenes Hauses — geradezu sinnverwirrend vor.

Josel war nicht erschienen. Eigentlich war es Adam, obgleich er ihm herzlich zugethan war, recht lieb, denn so harmlos, so gemütlich wäre es nicht gewesen. Der junge Graf Ippenbühl, der so ganz in der großen Welt lebte, trug unwillkürlich stets etwas von dieser mit an den geweihten Herd der Penaten.

Josel dachte garnicht mehr daran, daß er bei seinen Eltern erwartet wurde und war, nachdem er die Weinstube von Ewest verlassen hatte, wie ein Verzweifelter durch die Straßen Berlins geirrt.

Sein Freund Karstedt hatte seinem jungen hoffnungsvollen Leben durch eine Kugel ein Ende gesetzt, das schmerzte und erschütterte ihn tief, aber dies war es nichtallein, was ihn in diese Stimmung versetzte.

Vor wenigen Wochen hatte er einen auf fünftausend Mark lautenden Wechsel Karstedts mit unterschrieben und für ihn gut gesagt. Es war ihm als ein Freundschaftsdienst erschienen, der gar keine Gefahr in sich trug, denn der Vater seines Freundes war als wohlhabender, wenn nicht reicher Mann bekannt. Und nun? Nun? Was sollte nur werden? Gott mochte es wissen, Josel Ippenbühl wußte es vorläufig noch nicht.

„Fünftausend Mark — und —" Josel schwieg, er mochte garnicht daran denken, wie wenig er in der Tasche hatte. Dieses Frühstück bei Evest hatte wieder ein Heidengeld gekostet und seiner Barschaft fast den Rest gegeben. Wenn er nur dem Prinzen garnicht begegnet wäre.

„Aber das ist es ja eben," philosophierte er still vor sich hin, „der Mensch ist ein Ball in der Hand des Zufalls. — Man mag es anstellen wie man will, er bringt einen doch dahin, wohin man kommen soll. Warum mußte ich den Wagen meiner Mutter verlassen und gerade da fahren?"

Er unterbrach seine Gedanken, ein auffallend

interessantes, tiefverschleiertes weibliches Wesen war daran Schuld."

„Gott diese Füßchen!" Josel ging weiter. Es brannte in seiner Brust, er fühlte da etwas, als ob da jene fürchterlichen Fünftausend Mark lägen und einen schmerzhaften Druck ausübten, ohne daß er die Gewalt hatte, sie zu entfernen.

„Woher nur? Himmeldonnerwetter — woher nehmen und nicht stehlen!?"

Der Gedanke sich seinem Vater zu entdecken schoß ihm durch den Kopf. Aber kaum gedacht, war er schon wieder verworfen. Das wäre das Letzte gewesen. Den guten Alten aus seinem Vertrauen reißen und den Argwohn in ihm erwecken, nein — nur das nicht!

Es mußten sich schon andere Wege finden, hatte doch schon Mancher, der nicht Graf Ippenbühl war, fünftausend Mark in dem großen Berlin, wo ja das Gold auf der Straße liegen sollte, bekommen! „Heiraten! Reich! Ha ha! Heiraten!"

Ein brennender Durst, hervorgerufen durch den reichlich genossenen Sekt, die Aufregung und das schnelle Gehen, quälte Josel so, daß vorläufig die

Angst um die aufzutreibende Summe schwand und dem Verlangen nach einem Glase Bier Platz machte.

Bald sah er sich in der Taubenstraße vor dem allbekannten Pschorrbräu stehen und einige Sekunden später saß er hinten, links, in der sogenannten fashionablen Ecke, mit einem Dutzend Offizieren, so und so viel Juristen und Diplomaten beim schäumenden Kruge.

Mitternacht kam heran, der Morgen graute und Josel rasselte in einer Nachtdroschke seiner Wohnung zu, kaum noch der zu beschaffenden Gelder gedenkend.

„So was muß man erst vierundzwanzig Stunden beschlafen — und — mein Gott, was man oft für ein Dummbart ist, vorläufig will sie ja noch niemand von mir bezahlt haben. — Der arme Karstedt — ein seelensguter – Kerl — schade — wirklich — schade — aber sich — auch — gleich — zu — er — rrrrrrrrsch — schießen — ach —dazu — war — noch immer Zeit!“

Josel schnarchte wie ein Bär.

Zweites Kapitel.

Auch in der Familie des Obersten Ippenbühl gab es zuweilen Stürme, an welchen Herr von Zemtsch nicht unbeteiligt war und sich wunderbarerweise seinem verehrten Kommandeur gegenüber auf die feindliche Seite schlug.

Die goldlockige, blauäugige Dora pflegte diese hervorzurufen, und so auch heute, wo es sich darum handelte, ob sie das Regimentsfest besuchen sollte oder nicht.

„Herr Graf, Frau Gräfin, nur dies eine Mal erlauben Sie es doch. Es braucht ja deshalb noch keine Regel zu werden," bat Adam Zemtsch.

„Aber lieber Freund, so nehmen Sie doch nur Vernunft an, das Kind ist ja noch zu jung," entgegnete der Oberst.

„Vor neunzehn Jahren darf sie auf keinen Fall ausgehen,“ bestärkte ihn die Gräfin.

„So lange soll ich noch warten? So lange!? Da bin ich ja schon alt und grau! Mama, Du hast ja schon mit neunzehn Jahren geheiratet.“

„Freilich.“

Mama schwankte, dies „freilich“ hatte schon sehr kleinlaut geklungen, diese Bresche mußte benutzt werden.

„Das setzt voraus, läßt es wenigstens wahrscheinlich erscheinen, daß gnädigste Gräfin schon vor dem angegebenen Termin aufgetreten sind,“ bemerkte Herr von Zemtsch.

„Allerdings, aber es war auch noch viel zu früh,“ bemerkte der Oberst.

„Schäme Dich, Papachen, das war gar nicht galant gegen Mama. Bitte, bitte, Muttchen! Bitte! Bitte!“

„Nun, ich will's mir überlegen!“ entschied der Graf endlich.

„Hurrah gewonnen!“ jubelte Dora. „Mama, ich ziehe das Weiße an!“

„Der erste Walzer — zu Tisch — und — den Kotillon auch,“ flüsterte Adam Dora zu, ergriff hastig

die Mütze und empfahl sich, wie um durch längeres Verweilen nicht noch einen verzweifelten, erneuten Ausfall des zurückweichenden Feindes hervorzurufen, dessen Ausgang immerhin zweifelhaft war.

Jugendlust hatte wie oft im Leben so auch dieses Mal die Vernunft zu Boden geworfen.

Klopfenden Herzens zählte Dora die Tage bis zu dem heißersehnten Ballabend, und je näher er heranrückte, desto mehr vergrößerte sich ihre Unruhe. Würde sie tanzen? Natürlich, als Tochter des Kommandeurs. Aber sie wollte nicht als solche Beachtung finden, ihrer Person wollte sie den Sieg zu verdanken haben.

„Endlich — endlich!“ Da lag der Ballstaat, blütenweiß, duftig, so recht passend für ein junges Mädchen, welches ihren ersten Ball besucht.

„Mama, die Schneeglöckchen sind hinreißend.“ Wieder umarmte sie die geliebte Mutter. Wie viele solcher Zartlichkeitsausbrüche hatte sich die Gute in dieser Zeit schon gefallen lassen müssen.

„Mama — Mama — ein Bouquet —“

„So — und von wem?“

„Nun von Zemtsch.“

Das hatte für die besorgte Mutter beängstigend selbstverständlich geklungen. Dora entging jedoch der besorgte Blick, ganz in den Anblick der Rosen und Veilchen vertieft, von ihrem Duft wie berauscht.

Jetzt war es so weit; das weiße, wolkige Kleid umbauschte ihre zierliche Gestalt, der Kranz flocht sich anmutig durch das blonde, lockige Haar, die langen Handschuhe — eine wahre Qual, alle die Knöpfe zuzuknöpfen — umschlossen Hand und Arm — und nun die Kapotte über den Kopf, den Mantel umgenommen und hinein in den bereitstehenden Wagen und durch das große, hellerleuchtete, liebe, liebe Berlin, wo es sich so schön lebte, wo es so gute Menschen, besonders so entzückende Offiziere gab, hin zum Kasino.

Da hielten sie, da standen die riesigen Grenadiere als Posten auf der mit Blumen bestellten Treppe, je zwei und zwei in der gleichen Uniform, die das Regiment von seiner Errichtung an getragen hatte. Dora hätte jeden einzelnen umarmen mögen. Am besten gefielen ihr aber doch die, welche die jetzige Uniform angelegt hatten, trug sie doch ihr lieber Vater und — — Sie errötete, denn der, an den sie eben dachte, stand lebensgroß und lebenswarm

vor ihr, sich leicht verneigend und mit glücklichem Lächeln die Blumen betrachtend, welche er ihr schickte.

„Ich danke Ihnen tausend — tausend —“

„Nachher!“ entschied die Kommandostimme des Vaters. O, über einen so gefühllosen Obersten und Regimentskommandeur, bei dem alles nach der Schnur gehen mußte!

Das Meer der Lichter wirkte auf Dora im ersten Augenblick blendend. Dazu das Gewirr der Menschen, das Durcheinander der Uniformen, der Duft, das unaussprechliche, himmlische Etwas, was über einem Ballsaal liegt, was ein Mädchen, welches ihn zum erstenmale betritt, wohl besonders lebhaft empfindet.

Die gemütlichen Räume des Kasinos waren in einen Blumengarten verwandelt, Fahnen, Waffen schmückten sie, doch umgeben von rosigen Schein verbreitenden Lampen und immergrünen Gewächsen, erhob sich in der Mitte des Saales die Büste des Monarchen. Das ist so Preußenart, er ist der Mittelpunkt, sei es wo es sei.

Und nun stürzten die Herren heran.

„Erster Walzer?“

„Bedaure — vergeben.“

„Zu Tisch?“

„Bedaure — vergeben.“

„Aber den Kotillon?“

„Auch nicht mehr.“

Die Herren müssen sich mit weniger inklinierenden Nummern begnügen — die hat Adam von Zemtsch schon alle weggefischt. Die Tanzkarte ist besetzt, erster, zweiter, dritter Eingeschobener auch. Nun schmettert die Regimentsmusik ihre berauschenden Weisen.

„Keine Extratour — keine —“

„Nein — nein, Mama.“

„Nicht kalt trinken —“

„Nein — nein Papachen.“

Dora fliegt dahin, von Adam Zemtsch sicher über das spiegelglatte Parkett geleitet. O seliger, wonniger, unvergleichlicher Augenblick! Der ganze Abend wurde Dora zu einer Rosenkette, nur schade, daß sie nicht endlos war. Wie berauscht von all dem Schönen, stumm in der Nachfreude des Erlebten, fuhr Dora nach Schluß des Festes an der Seite ihrer Eltern durch das noch immer erleuchtete Berlin nach Hause.

Ohne den strengen Anforderungen der Schönheit zu entsprechen war Dora reizend; was ihr Gesicht

an Regelmäßigkeit der Züge vermissen ließ, ersetzte Jugend und Anmut, während ihre schlanke, stets einfach gekleidete Gestalt einen durchaus vornehmen Eindruck machte.

Adam war selig gewesen und hatte Dora mit einer Ausdauer ausgezeichnet, die nicht unbemerkt bleiben konnte und nur in seiner nahen dienstlichen Stellung zum Obersten und in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu dessen Familie ihre Erklärung fand. Ernstliche Absichten konnte man bei der Jugend und der ungünstigen Lage der beiden Beteiligten doch unmöglich vermuten.

Graf und Gräfin Ippenbühl waren jedoch anderer Ansicht.

„Wir hätten doch lieber nicht hingehen sollen, Albrecht," meinte Hedwig, als sie nach Beendigung des Festes mit ihrem Gatten das trauliche Schlafgemach teilte.

„Du meinst wegen Zemtsch?"

„Natürlich. Er machte Dora in einer Weise den Hof —"

„Ich fürchte beinahe, daß dies mehr als Freundschaft ist, oder wenn es das noch nicht ist, so kann

es doch leicht mehr werden und das müssen wir ja leider zu verhüten suchen."

„Leider," seufzte der Graf, bereits halb zwischen Wachen und Träumen, „sonst — Zemtsch — wäre mir — sonst — aber — hm —" Graf Ippenbühl war sanft eingeschlafen, während Hedwig die ersehnte Ruhe noch lange nicht fand. Die aufkeimende Neigung dieser beiden lieben Menschen quälte sie, denn sie sah, da die materielle Grundlage fehlte, keine Aussicht auf Erfüllung ihrer Wünsche, die sich naturgemäß daran knüpfen mußten.

„Eine Ausstattung, im günstigsten Falle ein kleines Nadelgeld — Du lieber Himmel — zu unserer Zeit wäre es am Ende gegangen, aber jetzt — jetzt —?" dachte die Gräfin. Das waren Augenblicke, in denen sich die sonst mit ihrem Geschick so zufriedene Frau auch ein Teil des so ungleich verteilten Mammons ersehnte. Nicht um selbst zu genießen, o nein, nur um die Wünsche ihrer Kinder erfüllen zu können. Josel wünschte sich auch so brennend ein Pferd: Es wäre ihm bei seiner sitzenden Lebensweise gewiß recht gesund gewesen, hätte er sich täglich im Sattel Bewegung machen können. Ein zukünftiger Diplomat

mußte auch reiten können, wie oft kam er in die Lage, die Fürstlichkeiten zu Pferde begleiten zu müssen. Wie hatte man über den jungen Baron Sponneck gespöttelt, als er sich neulich bei der letzten Kaiserparade unfreiwillig vom Sattel trennte. Diese oder jene einflußreiche Persönlichkeit fragte auch wohl einmal: „Wer ist denn dort der elegante, junge Reiter?“ — „Graf Josel Ippenbühl,“ hieß es dann und die Aufmerksamkeit des hohen Herrn war auf ihn gelenkt. Das schadete niemals. Wer es in der Welt zu etwas bringen wollte, mußte eben mit Wasser kochen.

Frau Hedwig war recht bekümmert. Aber einen schwachen Hoffnungsstrahl gab es doch noch: Die alte, liebe Tante Jette — die Stiftsdame — „Gott möge ihr noch ein recht langes Leben schenken,“ setzte die Gräfin in Gedanken schnell hinzu — machte Josel und Dora vielleicht einmal zu ihren Erben.

„Ich müßte wohl einmal an sie schreiben — ich bin ihr noch einen Brief schuldig — Sie ist so gut — die Kinder müssen ihr auch einmal schreiben — ja — das müßten sie — Dora schreibt so ungern — hier aber — ach und Jochem — ist — gar — nicht

— dazu — zu bekommen — recht — un — recht —“

Nun schlummerte auch Frau Hedwig mit gefalteten Händen ein. Hatte sie auch im überwallenden Gefühl der Mutterliebe heute vergessen, sich und ihr Haus dem Herrn über den Wolken zu empfehlen, so legte sie doch gewohnheitsmäßig die Finger zum Abendgebet zusammen.

Dora befand sich in einem Zustande eigentümlichster Art. „Ha,“ fuhr sie empor und fühlte um sich. „Ach, ich liege ja im Bette. Ich dachte — ach, wie war es schön!“ Das war ein glücklicher Traum gewesen, begleitet von Ballmusik, Sporenklirren, Gläserklingen und von einem „meine gnädigste Comtesse, meine hochverehrteste Comtesse —“ nach dem andern, alle gesprochen von bald verschmitzt, bald freundlich, bald überlegen lächelnden Lieutenantslippen. Die von Adam Zemtsch hatten es aber doch am schönsten gesagt: „Meine gnädigste Comtesse Dora —“ Ja, Dora hatte er hinzugesetzt.

„Eigentlich recht dreist,“ flüsterte Dora jetzt vollständig wach, „aber er als Adjutant von Papa, als ein so guter alter Freund konnte sich's schon erlauben.

Und dann sagte er's ja auch nur so — daß — die andern es nicht hörten."

Da wurde es ihr plötzlich glühend heiß und trotz der herrschenden Dunkelheit schämte sie sich so, daß sie das Gesicht in das Kopfkissen drückte.

Dora erhob das Köpfchen wieder; die Thür zu ihrem Wohnzimmerchen war nur angelehnt und von da drang der Duft von Rosen und Veilchen bis zu ihrem Lager, mit langen, langen Zügen sog sie ihn ein und von ihm umfächelt schlief sie endlich traumlos bis in den Morgen hinein.

Adam hatte nach Schluß des Balles noch mit den Kameraden mehr als einen kräftigen Männertrunk gethan. Sentimentalität war nicht seine Art. Beim Morgengrauen stieg er endlich in seine behaglich eingerichtete Kasernenstube, entledigte sich des reichlichen Schmuckes der Kotillonorden, zog sich aus und streckte sich in dem behaglichen Bett.

„Ach Dora! Ein Prachtmädel!" waren die letzten Worte, mit welchen Adam die Cigarre aus dem Munde legte, das Licht auspustete, sich auf die rechte Seite legte und einschlief.

Joachim Ippenbühl hatte das Regimentsfest, trotzdem er eingeladen war, nicht besucht.

„Wie schade, Josel, daß Du nicht da warst,“ sagte am andern Tage die Gräfin, als er sich einstellte, um sich nach dem Befinden der kleinen „Ballkönigin“ zu erkundigen.

„Ich hatte wirklich zu viel zu thun, Mama,“ gab Josel verstimmt zurück.

Er hatte keine Unwahrheit gesprochen, denn an Arbeit fehlte es ihm nicht, aber nichtsdestoweniger hatte er es über sich gebracht, weder einen Federstrich zu thun, noch ein Buch anzusehen. Die Todesnachricht seines Freundes Karstedt hatte sich bestätigt, ebenso die gänzliche Mittellosigkeit von dessen Vater, und nun erwartete Joachim stündlich, daß man ihm den Wechsel zur Begleichung präsentieren würde. Dazu kamen noch manche andere kleine Geldsorgen, um so drückender, da er die verschiedenen, verhältnismäßig geringen Forderungen, welche an ihn gestellt wurden, anständigerweise doch nicht zurückweisen konnte.

Da war sein Schneider, der eine bedeutende Rechnung aufzuweisen hatte, welche ihm freilich verhältnismäßig am wenigsten Kopfzerbrechen verursachte,

weil er dem vielverbreiteten Grundsatze, daß Schneider eben warten müssen, huldigte.

Schon drückender machten sich die Forderungen des Schusters, der Friseure, Handschuhmacher, Galanteriewaren- und Blumenhändler geltend, der von ihm stark beanspruchten Goldschmiede und verschiedener Delikatessenhändler nicht zu gedenken.

„Ja, ja, es läppert sich da 'was zusammen,“ dachte er bittern Galgenhumors, ohne zu wissen, wo er die Gelder auftreiben sollte. Ja, das Leben war teuer, wenn man auch nur einfach als vornehmer Mann lebte, wie eben vornehme Männer leben.

„Wenn ich noch spielte,“ dachte er, langsam im Zimmer auf- und abgehend, wobei er sich nach und nach unendlich solide vorkam.

Eben stand er vor dem großen Pfeilerspiegel und betrachtete sich mit Wohlgefallen: Er war mittelgroß, frisch, beweglich, mit einer elastischen, wohlgeformten Gestalt, auf welcher der hübsche Kopf so keck wie nur möglich saß. Seine Nase war feingebogen und hocharistokratisch, graublaue Augen belebten das aufgeweckte Gesicht. Ein flotter, dunkelblonder Schnurrbart beschattete den auf Genußsucht

deutenden Mund und gleichfarbiges volles Haar umlockte die hohe offene Stirn. —

Dora fühlte sich durch die kleine Schmeichelei ihres Bruders angenehm berührt.

„Ballkönigin?“ fragte sie lächelnd, „was weißt Du denn davon?“

„Nun so etwas hört man eben, solche wichtigen Ereignisse sprechen sich herum,“ entgegnete Jochem, indem er sich in einen der Sessel, welche den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch umgaben, sinken ließ, um dort mundfaul sitzen zu bleiben.

„Weißt Du, daß Du langweilig bist, Josel,“ sagte Dora, welche gern erfahren hätte, welcher der Herren ihr diese schmeichelhafte Bezeichnung „Ballkönigin“ gegeben hatte.

„Leider ja,“ entgegnete Jochem gedehnt.

„Man darf aber nicht ohne Grund langweilig sein, wenn man die Seinigen besucht und die Fähigkeit besitzt, amüsant zu sein.“

„Hast Du Unannehmlichkeiten gehabt, lieber Sohn?“ sagte die Gräfin besorgt und auch Doras heiterer Gesichtsausdruck war bei dem Gedanken, daß

dem Bruder etwas Unerfreuliches begegnet sein könne, verschwunden.

„Wenn auch das nicht gerade, so macht sich doch bei mir jetzt oft die Überzeugung geltend, daß die juristische Laufbahn gerade hier in Berlin eine recht kostspielige ist. Das verstimmt mich zuweilen und erregt meine Besorgnis, weil ich es als stillen Vorwurf empfinde, Eure Güte in so ausgedehntem Maße in Anspruch nehmen zu müssen. Der Gedanke, daß Ihr mir so viel zuwendet und dadurch Dora verkürzt, ist mir peinlich und wirkt auf meine Stimmung.“ Wie Josel es sagte, so empfand er es und kam sich in diesem Augenblick unendlich jammervoll vor, trotzdem er nicht Kraft genug besaß, in seiner Lebensweise eine ernstliche Veränderung eintreten zu lassen.

„Josel! Abscheulicher Josel!“ damit schnellte Dora von ihrem Sitze empor und flog ihrem Bruder um den Hals. „Wie kannst Du so etwas sagen, bin ich eine Rechenmeisterin, welche die Güte der Eltern, die mir ganz ohne Verdienst wird, kleinlich abwiegt?“

„Das nicht — aber —“

„Ist es nicht natürlich, daß der Sohn, der Träger des Namens vor der Schwester bevorzugt

brauchen = nötig haben
gebrauchen = anwenden und sonst noch was.

wird? Was gebrauchst Du, der mitten im Leben steht? Was gebrauche ich dagegen? Wenn ich nur ab und zu ein neues Ballkleid habe, dann bin ich schon zufrieden."

Die Gräfin Hedwig betupfte sich die Augen leicht mit dem Taschentuche. War sie nicht eine glückliche Mutter? War jene Gruppe der beiden sich umschlingenden Geschwister, die blonden Köpfe gegeneinandergelehnt, die Blicke zärtlich ineinandergesenkt, beide bemüht, sich nur Liebes zu erweisen, nicht ein herzerhebender Anblick?

„Laßt es gut sein, meine lieben, lieben Kinder. Jedem soll sein Recht werden. Hast Du vielleicht gerade in diesem Augenblick unvorhergesehene Ausgaben gehabt, Josel?"

Joachim schwieg und stäubte die Asche seiner Cigarre umständlich ab.

„Nun? Aber so sprich Dich doch aus."

„Deshalb sagte ich's nicht, Mamachen."

„Aber Josel, so thu doch den Mund auf. Mutting will's doch gern wissen. Quäle uns doch nicht so."

„Nein — nein."

„Ja — ja —! Soll ich Dir etwas borgen?"

„Aber Dora."

„Still, Du gebrauchst Dein Geld selbst zu Deiner Toilette." Die Gräfin brach schnell ab, fürchtend, Dora könne hierin ein Zugeständnis zum Besuch des nächsten Balles erblicken. „Ich werde einmal sehen, was ich in diesem Monat erspart habe, der kleine Lotteriegewinn kommt mir da recht zu statten." Die Gräfin erhob sich, verschwand in ihrem Schreib- und Ankleidezimmer, um bald darauf mit zwei neuen Hundertmarkscheinen zurückzukommen.

„Hier, mein Junge."

„Auf keinen Fall, Mama!" Joachim sprang auf und wandte sich zum Gehen."

„Du nimmst, oder ich bin böse."

„Nein."

„Aber — von Deiner — Mutter? Ich hätte nicht gedacht, daß Du mich so kränken würdest."

„Meine süße, einzige Mama, soll ich denn wirklich — nein — aber —"

„Na, endlich wird der Junge gescheit," rief Dora, halb lachend, halb gerührt, während Josel seine Mutter zärtlich umarmte und küßte.

Er wollte, er mußte sich ändern. — Diese Herzensgüte der Seinigen drückte ihn geradezu nieder. Aber da tauchte wieder der Karstedtsche Wechsel wie ein Schreckgespenst drohend vor ihm auf.

Eine Stunde später schlenderte der junge Graf Ippenbühl, elegant aber keineswegs auffallend gekleidet, wie es die tonangebende Jugend von Berlin jetzt liebte, die Linden-Sonnenseite entlang, den kurzen, erbsfarbenen Überzieher mit dem Biberkragen geöffnet und zurückgeschlagen, sodaß das dunkelgoldgelbe Atlasfutter zu sehen war, den unvermeidlichen Veilchenstrauß im Knopfloche und den grauen Cylinder auf dem Kopfe. Er schritt wahrhaft erleichtert dahin, die drückendsten Sorgen waren ja nun, Dank der Güte der Mutter, von ihm genommen, er hatte doch wenigstens etwas bares Geld in der Tasche.

Die Sache sollte und mußte sich ändern, morgen wollte er sich zum Examen melden, da war es am Ende natürlich, daß er seine Junggesellenwohnung, sowie seine Junggesellengewohnheiten aufgab, zu seinen Eltern zog und dort fabelhaft fleißig war.

Hatte er bestanden, dann wollte er eine Radikalbeichte ablegen und dann — ach das ließ sich alles

so leicht sagen und wie schwer waren diese schönen Worte in Thaten umgesetzt.

Josel war wieder recht niedergeschlagen.

„Wenn es doch diesen verfluchten Mammon garnicht gäbe!“

„— 'Tag Benntorff! — Nun? Wie geht's, wie steht's?“ begrüßte er den jungen Garde-Dragoneroffizier, der ihm eben entgegenkam

„Hungrig und durstig, mein Lieber,“ antwortete derselbe, indem er seinen Arm gemütlich unter den des Grafen Ippenbühl schob und mit ihm weiterbummelte.

„Ich befinde mich in derselben angenehmen Lage,“ entgegnete Josel, „mich frühstückerts.“

„Was meinen Sie zu Kempinsky in der Friedrichstraße?“

„Göttergedanke!“ entfuhr es Josel, doch sich plötzlich seiner ebengefaßten, guten Vorsätze erinnernd, machte er verschiedene Einwände geltend, welche jedoch durch das Zureden Herrn von Benntorffs nur zu bald über den Haufen geworfen wurden.

Bald hatten beide Herren die gefährliche Ecke Linden und Friedrichstraße glücklich überwunden und

saßen nach einem Viertelstündchen so behaglich als möglich bei einer kräftigen Ochsenschwanzsuppe, einigen Dutzend Austern und einer Flasche vorzüglichen herben Ungarweins, dem eine schäumende Veuve Cliquot folgte, um Zeit, Hunger und Durst zu vertreiben, in der alten räucherigen, aber desto behaglicheren Kempinskyschen Austernstube.

„Kellner zahlen!"

Der Gerufene nannte die Zeche.

„Wissen Sie was, Josel, wir wollen's ausknobeln," meinte Herr von Benntorff.

„Angenehm! Kellner das Handwerkszeug."

Bald rollten die von beiden Herren mit gewohnheitsmäßiger Sicherheit geschütteten Würfel.

Josel verlor und zahlte mit einem der neuen Hundertmarkscheine, welche sich die Gräfin von ihrer Wirtschaftskasse abgespart hatte.

Als Joachim ihn aus der Hand gab, brannte er ihn wie das höllische Feuer; er sah die guten Augen seiner Mutter vorwurfsvoll auf sich gerichtet und kam sich so schlecht, so schwach vor, daß er das Erscheinen Benntorffs, das Frühstück und sich selbst verwünschte.

Beide Herren trennten sich vor der Thüre des

Kempinskyschen Geschäftes, und während Herr von Benntorff dem Belle-Allianceplatze, in dessen Nähe seine Kaserne lag, zuschritt, wandte sich Graf Ippenbühl nach den Linden, um da in der „fashionablen Stunde" nicht zu fehlen. — Man würde ja seinen hellgrauen Cylinder dort vermißt haben. Und jetzt, den quälenden Vorwurf im Gemüt, allein in seiner Junggesellenwohnung zuzubringen, drückte ihn geradezu entsetzlich. Die frische Luft that ihm gut und die Menschen, die prachtvoll ausgestatteten Läden gaben seinen niederdrückenden Gedanken bald eine andere Richtung.

Pflegte er sich auch den Anschein zu geben, als ob er nichts sähe, bemerkte er doch alles, was sich um ihn zutrug und so gewahrte er auch, daß jene junge Dame, welche vor ihm herging, einen ganz allerliebsten, gut bekleideten Fuß hatte.

Hübsche Füße gehörten aber zu Josels vielen Leidenschaften und so beschleunigte er denn seine Schritte, um die glückliche Besitzerin derselben im Menschenstrome nicht aus den Augen zu verlieren und ihr womöglich ins Gesicht zu sehen. Nach dem guten Frühstück war dies ein wenig unbequem, ein behag-

liches Hinschlendern wäre während des Verdauungsfiebers angenehmer gewesen, aber dies so „chic" aussehende Mädchen schien es eilig zu haben.

Jetzt blieb sie vor einem Putzladen stehen. „Sie ist eitel," dachte Ippenbühl „und hübsch dazu," setzte er seine Gedanken fort, indem er an ihr vorbeiging, sie dabei so scharf ansehend, daß sie diesen Blick bemerken mußte. Bald darauf bog sie in die Französische Straße ein, schritt über den Gendarmen-Markt, bis sie endlich vor dem Prachtbau eines Modegeschäfts auf dem Werderschen Markt anscheinend unschlüssig, ob sie hineingehen solle oder nicht, inne hielt. Endlich stieg sie mit dem Ausdruck der Entrüstung im Gesicht die wenigen Stufen hinauf, wobei Graf Ippenbühl glaubte das Wort „Unverschämter" gehört zu haben — und verschwand hinter der Glasthür.

Entweder war sie eine Kundin oder eine Angestellte des Geschäftes. Josel glaubte das Letztere annehmen zu dürfen. Eine Zeitlang betrachtete er sich anscheinend mit lebhaftestem Interesse die im Schaufenster ausgestellten, prachtvollen Kleider und Mäntel, musterte die stolzen Stockwerke, welche vom Erdgeschoß bis hinauf zum Dache, allein im Dienste

der Mode und des guten Geschmackes standen, und legte bald darauf die Hand auf den Thürgriff.

„Prüfen wir — erstehen wir uns im Notfalle eine Sortie de bal oder einen sonstigen Klimbim weiblicher Eitelkeit, um ihn schließlich vielleicht in die Hände der schönen Spröden selbst wandern zu lassen.“

Der reich gekleidete Thürsteher hatte schon längst geschäftig die Pforten geöffnet, um den jungen eleganten Herrn eintreten zu lassen.

„Bitte, mein Herr,“ ein niedliches junges Mädchen deutete mit der Hand auf die mit dickem Smyrnaläufer belegte Wendeltreppe, welche zum ersten Stockwerke emporführte.

„Oben wären wir. Schneidig, wahrhaft schneidig!“ flüsterte Josel, blieb auf der obersten Stufe stehen und überschaute die sich nach beiden Seiten ausdehnende, angenehm durchwärmte Halle, welche durch mächtige Spiegelscheiben ihr Licht empfing und von Käuferinnen wie jungen Mädchen, welche hier als Probierfräuleins im Dienst standen, wimmelte. Richtig, dort hinten bei dem großen Kleiderhalter stand auch das junge Mädchen, dem er gefolgt war, sie gehörte also zum Hause.

„Sie wünschen, mein Herr?“

„Der Herr Chef?“

„Zu dienen.“

„Angenehm, ich weiß freilich vorläufig selbst noch nicht, was ich will, vorläufig 'mal sehen.“

„Bitte — Fräulein Heymann, wollen Sie so gut sein und den Herrn hier bedienen? — —“ Der Chef zeigte auf Josel und begab sich auf seinen Arbeitsplatz zurück, während eine große, etwas starke Dame mit einer prachtvollen Gestalt auf ihn zutrat.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“

„Ja, wenn ich das wüßte.“

„Diese Antwort habe ich schon oft erhalten, mein Herr,“ entgegnete Fräulein Heymann liebenswürdig „und es ist mir bis jetzt stets gelungen, schließlich die Wünsche der Herren zu erfüllen.“

„Mit diesem Lächeln — schon dieses allein —“

Fräulein Heymanns eben noch so freundliches Gesicht, nahm plötzlich einen so kalten, strengen Ausdruck an, daß selbst Jochem Ippenbühl es nicht wagte, mit seinen faden Schmeicheleien fortzufahren.

„Dürfen es Kostüme oder Konfektionen sein?“ ragte sie kurz, ohne eine Miene zu verziehen.

„Beides.“

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen.“ Damit deutete die erste Direktrice des Geschäfts auf einen der rothen Plüschsessel, gab einige Anordnungen an die jungen Mädchen und kehrte dann zu Graf Ippenbühl zurück, neben ihm stehen bleibend.

Joachim sah gespannt nach der Gegend hin, wo die Mädchen über ihre hellgrauen Kattunanzüge die farbenschillernden Kleider zogen, welche ihm demnächst vorgeführt werden sollten.

„Ein Pariser Modell, sehr vornehmes Straßenkostüm,“ sagte Fräulein Heymann, indem sie auf eine hübsche schlanke Person mit hochrotem Haar deutete, welche langsam, mit einer gewissen gewohnheitsmäßigen Hoheit näher kam, das pfaublaue Kostüm, welches sie übergeworfen hatte, dadurch dem Beschauer in das vorteilhafteste Licht stellend.

„Sehr chic,“ bemerkte der junge Herr.

„Rotbraune Wolle mit abgetöntem gemustertem Sammet,“ ließ sich jetzt wieder die Stimme der Direktrice vernehmen, „das Neueste, sehr empfehlenswerter Stoff. Das Tablier bitte ich besonders zu

beachten. Das Kostüm kann auch in andern Farben hergestellt werden."

Auch die Trägerin dieses Anzuges war vorübergerauscht, es folgte eine nach der andern, ohne daß Joachim sich für eins der Kostüme entschieden oder sonderliche Teilnahme für dieselben gezeigt hatte. — Ab und zu sah er nach den Kleiderhaltern, welche am oberen Ende des langen Saals aufgestellt waren und wo das hübsche Mädchen, welches die Veranlassung zu seinem Besuche des Geschäftslokals war, eben ein schwarzes Spitzenkleid überwarf.

„Das gefällt mir, das scheint ja ganz besonders fesch zu sein, lassen Sie doch bitte, die junge Dame einmal hier defilieren," sagte Graf Ippenbühl jetzt. —

„Fräulein Braumüller," rief Fräulein Heymann ohne jedoch eine Antwort zu erhalten.

„Braumüller heißt dieser Engel also," dachte Josel und sah gespannt dem Kommen derselben entgegen. Da dies nicht erfolgte, fühlte sich Fräulein Heymann veranlaßt, sich zu ihr zu begeben, wechselte einige Worte mit ihr und kam dann, ein feines, spöttisches Lächeln um die Lippen, wieder zurück.

„Bedaure sehr, mein Herr, das Kostüm ist verkauft."

„Schade, aber scheint ganz charmant zu sein," damit stand Joachim auf und schritt auf Fräulein Braumüller zu, welche jedoch in demselben Augenblicke im Nebenzimmer verschwand, die Thür hinter sich schließend.

Graf Ippenbühl stand verdutzt da und konnte seine Verlegenheit nicht verbergen, als kurze Zeit darauf eine Gefährtin Fräulein Braumüllers in dem bewußten Spitzenkleide erschien.

„Wir können Ihnen das Kostüm doch ablassen," bemerkte die Direktrice jetzt, „die Dame hat sich eben anders entschieden."

Josel war durch diese verblüffende Nachricht aus der Fassung gebracht, nur soviel wußte er, daß er, wenn er sich nicht gründlich bloßstellen wollte, das Kleid kaufen mußte.

„Und der Preis?"

„Hundertundfünfzig Mark."

„Hm — so — nun ja — — Ist das nicht sehr teuer? Vielleicht — —"

„Feste Preise, mein Herr," entschied Fräulein

Heymann mit geradezu niederschmetternder Sicherheit. —

„Nun denn —“ Hätte Josel nur einen Ausweg gewußt, um sich mit Anstand aus dieser peinlichen Lage zu retten. Halt, da fiel ihm etwas ein, er konnte ja sagen, er wolle seine Schwester herschicken, damit sie das Kleid erst anprobiere. — Aber seine Mutter kaufte ja hier. Wie überlegend blickte er sich um, und sah plötzlich in zwei große, tief dunkele, spöttische Augen einer Dame, welche ein schadenfrohes Lächeln kaum zu unterdrücken vermochte.

Kein Zweifel, sie war Zeugin des ganzen Vorfalls gewesen, durchschaute vielleicht die Angelegenheit und belustigte sich im Stillen darüber.

„Ein frappantes Weib,“ dachte Josel und unbewußt wurde diese Fremde zur Triebfeder seiner Entscheidung. An einen Rückzug war nicht mehr zu denken, er mußte kaufen, denn man sollte ja hier nicht wissen, daß er der Sohn der Gräfin Ippenbühl war.

„Bitte — hier —“. Der noch nicht gewechselte Hundertmarkschein, fünf neue blinkende Zehnmarkstücke lagen schon auf dem Tisch, Josel ließ sich das Kleid

einpacken, an eine Droschke bringen und fuhr wütend nach Hause.

„Das war ein gründlicher Reinfall! Schändlich! — Was fange ich nun mit diesem Lappen an!?“ Zornig stieß er mit dem Fuß an die Pappschachtel, sodaß sie vom Rücksitz fiel, aufging und sich die schwarze Spitzenfülle über seine Knie ergoß. „Auch das noch, nun bekomme ich die Fetzen garnicht wieder hinein. Wenn mich einer sähe — —“

Sich bückend versuchte er sich von der zudringlichen Robe zu befreien, indem er sie in den Behälter hineinsteckte.

Da — er hätte in die Erde sinken mögen — fuhr ein elegantes Gespann in scharfem Trabe vorbei, in dessen perlgrauen Atlaskissen jene Dame lehnte, welche er bei Rosenthal soeben gesehen hatte. — „Verdammt, wieder die, wieder diese sarkastischen Augen, dieses spöttische Lächeln, aber schneidig sah sie aus — und die Pferde — der Wagen —“ Josel erhob sich vom Sitz und blickte dem davonrollenden Gefährt nach. — „Wer kann das denn in aller Welt sein? Noch nie gesehen. Keinen Schimmer.“

Während der Fahrt kam ihm flüchtig der Gedanke,

sich nach Namen und Wohnung der Dame zu erkundigen, den er jedoch, die eben durchlebte Niederlage bedenkend, bald wieder aufgab.

Josel pflegte im Hotel de Rome mit einigen Herren seiner Bekanntschaft, jungen Diplomaten, unverheirateten Gutsbesitzern, welche ihre einsamen Landsitze verlassen hatten, um während des Winters in Berlin auszugehen, und von außerhalb hierherkommandirten Offizieren zu speisen.

Heute verspürte er keine Lust dazu, blieb zu Hause, warf sich auf sein üppiges, mit türkischen Kelims behängtes Ruhebett, entzündete sich eine Havanna und versuchte sich in die neusten Ergebnisse der Muse Zolas, welcher er unbedingte Anerkennung zollte, zu vertiefen.

Vergeblich — die Gestalten der Pariser Boulevards konnten heute seine Aufmerksamkeit nicht fesseln. Das Kleid dort, dessen einer Spitzenärmel aus der Schachtel heraushing und den dicken, farbenprächtigen Teppich berührte, erinnerte ihn zu lebhaft an die vergeudeten hundertundfünfzig Mark, zugleich aber an jene Dame, welche seine Niederlage mit erlebte.

Graf Ippenbühl mußte sich jedoch, so gern er

Näheres über dieselbe erfahren hätte, vorläufig noch gedulden, es war ja niemand da, der seine Neugier hätte befriedigen können.

Er hatte sich übrigens nicht geirrt, jene Fremde mit den feurigen, grauschwarzen Augen, welche er in dem Geschäft gesehen, und die kurze Zeit darauf bei ihm vorüberfuhr, hatte ihn wirklich wieder erkannt und hatte das spöttische Lächeln, welches bei seinem Anblick und dem Gedanken an das eben Erlebte in ihrem Gesichte aufstieg, weder unterdrückt noch unterdrücken wollen.

Auch sie hätte gern erfahren, wer der junge elegante Mann, welcher augenscheinlich den besten Kreisen der Residenz angehörte, war.

Ganz fremd in Berlin, von der Natur mit Verständnis für komische Lebenslagen bedacht, interessierte sie diese Begegnung im erhöhten Maße und als sie in den nächsten Tagen eine Spazierfahrt durch den Tiergarten unternahm, entdeckte sie lächelnd, daß sich ihre Augen eigentlich auf der Suche nach ihm befanden. Mehr als einmal fixierte sie diesen oder jenen Vorübergehenden mit den Blicken.

„Trug er nicht einen grauen Cylinder? — Da

— dort — nein — ha ha — der junge Herr würde sich durch die Verwechselung nicht geschmeichelt fühlen."

Sie fuhr weiter.

„Da ist er, wie er leibt und lebt!" entschlüpfte es jetzt ihren Lippen, und wirklich lustwandelte Graf Joachim Jppenbühl zur fashionablen Stunde zwischen zwei und drei Uhr mit einigen Herren in der Siegesallee, den grauen Cylinder auf dem Kopf, den Veilchenstrauß im Knopfloch.

Lautes Lachen schlug an ihr Ohr in demselben Augenblicke, als sich der Gesuchte — ja, sie mußte sich's eingestehen, daß sie ihn suchte — von seinen Begleitern trennte und einen Seitenpfad einschlug, den sie unwillkürlich mit den Augen verfolgte.

Er schien es eilig zu haben. Ein weibliches Wesen, von dem es ihr mehr als zweifelhaft erschien, ob es eine Dame war, schritt dort vorauf, ihr schien er nachzujagen.

„O —" Sie wandte unwillig den Kopf zur Seite. Das kleine Scharmützel in dem Confektions-Geschäft war ihr komisch erschienen, dieses verstimmte sie. Jn solchen Gedanken setzte sie die Spazierfahrt fort, wünschend, sie hätte es nicht mitangesehen.

Die Saison war im vollen Gange, das Ordensfest hatte die Reihe der Hoffestlichkeiten eröffnet und somit war für die hohe Gesellschaft Berlins das Alarmzeichen gegeben, keinen Abend mehr zu Hause zu sein und das Lager erst spät nach Mitternacht aufzusuchen.

Oberst Graf Ippenbühl seufzte schwer über in Verpflichtungen, welche ihm seine Stellung in dieser Zeit auferlegte, aber er erfüllte sie, verlangte er doch von seinen Offizieren, daß sie sich so viel als möglich auf dem Parkett der Großstadt zeigten.

Vor allen andern Kameraden war es Adam Zemtsch, den man überall sah.

„Sind Sie schon wieder ausgewesen, Herr von Zemtsch,“ fragte Dora, als sie ihn, wie es öfters geschah, nach dem Vortrage bei dem Obersten auf dem Vorsaal begegnete.

„Leider ja.“

„Leider?“ Aber treten Sie doch einen Augenblick ein. Setzen Sie sich doch ein wenig. Ich denke es mir himmlisch, jeden Abend aus zu sein.“

„Um Gotteswillen, heute Hofball, vorher Diner bei Mr. Henri, morgen sogenannter Stehball beim

Botschafter H., übermorgen bei Y, dann bei Z. Nicht auszuhalten ist es."

„Ich hielt es schon aus," versicherte Dora treuherzig „und würde mich immer amüsieren."

„Wenn Sie da wären, Komtesse Dora, dann —"

„Ach, gehen Sie doch, da sind so viele."

„Wir wollten uns schon unterhalten, aber jeden Abend andere Menschen, immer fremde Gesichter, niemand, mit dem man ein vertrauliches Wort plaudern kann — nein, es ist und bleibt die glänzende verkörperte Langeweile."

Dora wollte dieses und jenes wissen, mit wem er getanzt, was die einzelnen Damen angehabt hatten und dergleichen mehr.

Adam gab nach bestem Wissen Auskunft, dann erhob er sich schnell. „Mein Gott, schon so spät, ich muß zur Parole."

Herr von Zemtsch eilte die Treppe hinunter, warf sich in eine Droschke und fuhr ins Kastanienwäldchen, wo er eben noch zur rechten Zeit anlangte, um in den Parolekreis zu schlüpfen, welchen die Adjutanten der Reichshauptstadt um den Platzmajor bildeten. Die kleine Dora war ganz dazu angethan,

um durch ihr anmutiges, kindliches Geplauder auch den Pflichtgetreuesten Zeit und Stunde vergessen zu lassen.

Auch Josel seufzte unter der Last der geselligen Verpflichtungen, aber dennoch sah er mit einer gewissen Spannung jeder neuen Gesellschaft entgegen.

Das Bild jener Dame, welche er bei seinem Kleiderkauf gesehen hatte, wollte ihn nicht verlassen. Eine durchreisende Fremde war sie wohl kaum. Fremde pflegten nur in den seltensten Fällen ihren eigenen Wagen und Pferde mit nach der Residenz zu bringen, ausgenommen die Mitglieder des angesessenen Adels, welche die Saison in Berlin verlebten.

Zu diesen Familien gehörte sie nicht, das stand fest. Josel kannte sie alle vom Ansehen wenigstens, begegnete er ihnen doch beinahe allabendlich in diesem oder jenem Salon.

Sie hatte auch nichts Deutsches, er hielt sie für eine Ausländerin, welche hier ihren ständigen Wohnsitz genommen hatte. War sie Frau oder Mädchen? War sie reich? Schön? Selbst die letzte Frage konnte er sich nicht beantworten, er wußte nur, daß sie eigentümlich, daß sie frappant war.

Abgespannt, verstimmt, daß er kein Geld hatte, mißmutig, weil er heute abend beim englischen Botschafter tanzen sollte, blätterte er im Café Bauer in den Zeitungen, durchflog die Familiennachrichten, verlor endlich aus Verzweiflung zwei Partien Domino und wollte schließlich nach Hause gehen, um bis neun Uhr zu schlafen. Das Leben hatte jeden Reiz für ihn verloren, den es doch sonst in so überreichem Maße besessen.

Eben war er in eine Droschke gestiegen. „Donner — da — bei Gott —"

Das Gaslicht war haarscharf in das Innere eines zierlichen Coupés gefallen und hatte ein blasses Frauengesicht beleuchtet, nach dem er schon so lange vergeblich Ausschau gehalten.

„Dem Wagen nach! Schnell! Eine Mark Trinkgeld!"

„Vorwärts!" Der Kutscher hieb auf die Pferde, sauste die Linden entlang und hielt bald darauf vor dem Opernhause, dicht neben dem bezeichneten Gefährt. Josel warf dem Kutscher einen Thaler zu, stieg aus und trat hinter einer überraschend großen, in einen

weiten buntgestickten Theatermantel gehüllten Dame in das Opernhaus.

„Natürlich — Sie ist's!" dachte Josel vergnügt und ging, obgleich er noch kein Billet hatte, der Betreffenden so lange nach, bis er sah, welchen Platz sie nehmen würde. „Fremdenloge erster Rang, teurer Spaß," dachte Josel, stürzte zur Kasse und war so glücklich, noch einen Sitz in derselben zu erhalten.

Man gab die Walküre, eben begann die Ouvertüre, als sich die Logenthür öffnete und Graf Ippenbühl so geräuschvoll eintrat, daß sich jene Fremde, die einzige Besucherin der Loge, unwillkürlich umsah — und — Josel überlief es heiß – er hätte wetten mögen, es lag neben dem Ausdruck der Überraschung wieder der des Spottes in den Augen und um die Lippen.

Joachim nahm zu ihrer Linken Platz, sodaß er, wenn er den Blick nach der Bühne richtete, ihr Gesicht streifen mußte. Schön war sie nicht, dafür aber sah sie interessant aus: Straffes dunkles Haar, am Hinterkopf durch einen großen Schildpattkamm gehalten, während es vorn, mühsam durch die Brennscheere zu kleinen Löckchen gezwungen, auf eine gewölbte Stirn fiel. Scharf gezeichnete Brauen, lange weiche Wimpern

gaben den großen grauschwarzen Augen, welche eben wie verzückt ins Leere gerichtet waren, einen besonderen lebhaften Ausdruck. Die Dame lauschte offenbar voller Andacht der herrlichen Musik.

Die Nase, die kräftig entwickelte Kinnlade traten etwas zu weit hervor, der Mund war fein geschnitten und der Kopf wurde in stolzer, selbstbewußter Haltung getragen. Ihre Gesichtsfarbe war blaß, die Züge erschienen wie eingemeißelt und ließen in Verbindung mit der hohen, voll entwickelten Gestalt auf eine feste Willenskraft schließen.

Ihre Kleidung war gesucht einfach: ein schlichtes, enganliegendes weißes Tuchkleid, am Halse durch einen einzigen Brillantknopf geschlossen, an der Brust durch einen mächtigen Strauß von Marschall-Niel-Rosen geziert, legte sich weich um ihren Körper. Gute dänische Handschuhe weit über den Arm reichend, umschlossen große kräftige, aber edel geformte Hände, von denen die eine fest auf der roten Samtbrüstung ruhte, während die andere einen zusammengeklappten, gelben Federfächer wie einen Kommandostab hielt.

Eben trat eine elegant gekleidete Dame in die gegenüberliegende königliche Loge. Es war die Prin-

zessin Friedrich Carl, welche jetzt die Blicke aller auf sich zog. Nur die Fremde an Josels Seite schenkte ihr keine Beachtung, ebensowenig wie der jugendlichen schneidigen Erscheinung des Prinzen Wilhelm, der bald darauf in der Uniform des Garde-Husaren-Regiments erschien.

„Sonderbar,“ dachte Joachim, dem es neu war, daß die höchsten Herrschaften nicht die Teilnahme einer Theaterbesucherin erweckten.

Die Vorstellung begann und je voller die Töne durch den weiten herrlichen Raum rauschten, desto mehr huschte ein zartes Rot über die Wangen der Fremden, so daß ihr Gesicht sich unter dem Einfluß der Musik sichtlich verschönte. Sie schien eine ganz andere zu sein, und als sie sich ihm zufällig ein wenig zuwandte, war Joachim betroffen über den freudig erregten Ausdruck ihrer fast leblosen Züge.

Der Vorhang fiel, der Liebeszauber hatte sein Ende erreicht und wie erleichtert anfseufzend lehnte sich die Dame in den Sessel zurück. Der gelbe Fächer rauschte auseinander und bedeckte ihr Gesicht, als wenn sie nichts von der Außenwelt sehen und ganz in den Nachklängen des eben Gehörten fortleben wollte.

„Also Musikschwärmerin. Wütende Wagnerianerin,“ dachte Josel und gab sich, da er von ihr unbeobachtet war, ganz ihrem Anblicke hin. Zufällig glitt der Theaterzettel von ihrem Schoße. Josel hob ihn auf und überreichte ihr denselben mit einer stummen Verbeugung.

„Thank.“

„Please.“

Kaum hatte er dies gesagt, so ärgerte er sich darüber. Die Unbekannte war also Engländerin. Hätte nicht jede Deutsche in London ihm in englischer Sprache gedankt? Weshalb gebrauchte er nicht das deutsche „bitte“?

„Schön, wunderbar schön!“ hörte Joachim jetzt, und dies wieder auf englisch, von der Fremden als Ausdruck der sie noch ganz und gar beherrschenden Begeisterung, nur an sich selbst gewandten Worte auf sich beziehend, wiederholte er dieselben.

Da sank der Fächer und gab das Gesicht seiner Nachbarin frei, deren Augen groß und fragend um eines Gedankens Länge auf ihm ruhten. Das war der Moment des Handelns, hier galt es Unbefangenheit heucheln, wenn er sich überhaupt die Gelegenheit,

mit ihr anzuknüpfen, nicht ungenützt entschlüpfen lassen wollte.

„Eine ebenso wunderbare Dichtung wie Komposition, meine Gnädigste,“ wagte er sich an sie zu wenden.

Jetzt lag der spöttische Ausdruck, den er sonst nur wie verschleiert auf ihrem Gesichte bemerkt hatte, ganz offenkundig darauf und sie schien zu zögern, ob sie antworten oder seine Dreistigkeit durch Schweigen zurückweisen sollte.

Plötzlich huschte es sonnig über ihr Gesicht, Ernst, Begeisterung und Spott waren daraus verschwunden und hatten einer gewinnenden Heiterkeit Platz gemacht, ja es schien, als ob der Schalk, der sich in dem Grübchen am Kinn eingenistet hatte, dem Humor die Zügel schießen lassen wollte. Kein Zweifel, sie hatte Jochem wiedererkannt und gedachte eben jenes komischen Auftritts im Modengeschäft.

Aber dieses mühsam unterdrückte Lachen war ihm unangenehm, wußte er doch, daß es nicht günstig für einen angehenden Verehrer war, und als solcher betrachtete er sich bereits, die Lachmuskeln seiner Angebeteten zu reizen. Antwortete sie nun oder ant=

wortete sie nicht? Jetzt öffnete sie die Lippen und Jochem fühlte sich schon halb als Sieger.

„Haben Sie Verständnis für Wagner? Diese Frage schließt keine Beleidigung in sich, denn selbst bedeutend musikalischen Menschen bleibt er doch oft ein Buch mit sieben Siegeln. Für viele ist eben Melodie mit Musik unzertrennlich verbunden." Jetzt sprach sie deutsch, wenn auch mit englischem Anflug.

„Wenn ich offen sein soll, so fehlt es mir eigentlich, einzelne Nummern ausgenommen," entgegnete Ippenbühl treuherzig, wodurch sich die Dame belustigt fühlte.

„Wie den Liebeszauber, den Abendstern, das Schwanenlied, also gehören Sie nicht zu den Erleuchteten."

„Leider muß ich es zugestehen."

Jochem lenkte von dem musikalischen Thema ab. „Sie sind fremd hier, meine Gnädigste?"

„Gänzlich," war die kurze Antwort, wodurch sich Graf Ippenbühl jedoch nicht abhalten ließ, im Gespräch weiter fortzufahren.

„Gedenken Sie länger hier zu verweilen?"

„Das weiß ich noch nicht."

Es lag etwas so Ablehnendes in diesen Antworten, daß jeder andere, nur gerade Josel Ippenbühl nicht, kaum gewagt hätte, die Unterhaltung fortzusetzen. Er fühlte sich jedoch dadurch mehr und mehr als Angreifer, der nach dem Siege lechzt.

„Und wie finden Sie Berlin?"

„Langweilig."

„Langweilig?"

„Ja, so ist es!" Die Augen der Dame, welche jetzt ihre Lage als Angegriffene betrachtete und sich in die Notwendigkeit der Verteidigung versetzt sah, nahmen einen dunklen Glanz an und bekundeten, daß sie gewillt war, ihre eben gemachte Äußerung im Notfalle zu beweisen.

„Man hört dies oft von Ausländern, welche noch nicht lange in unsern Mauern weilen," fuhr Joachim fort. „Sie finden die Berliner steif, wenig entgegenkommend, von dem sogenannten Gardeton durchweht, welcher ein rasches Anschließen unmöglich macht."

Eine Engländerin schien sie nicht zu sein, vielleicht Amerikanerin, dies wollte er ergründen. „Besonders die Herrschaften, welche von drüben aus dem Lande

der ungezählten Dollars kommen. Man lebt dort ungebundener, freier."

Sie richtete den ausdrucksvollen Kopf höher auf. „Wenn Sie unter „freier" sittlich freier verstehen, so mögen Sie recht haben, sonst habe ich in Berlin eine andere Freiheit noch nicht vermißt. So wäre es bei uns in Amerika zum Beispiel undenkbar, daß ein Herr sich die Freiheit nähme, eine fremde Dame im Theater anzureden."

„Meine Gnädigste — verzeihen Sie — aber — Sie selbst — ich erlaubte mir nur —"

„Das mir halb unbewußt entschlüpfte Wort mit diplomatischer Geschicklichkeit aufzufangen, um meine Bekanntschaft zu machen. Ha — ha — ha — ha — verzeihen Sie — ha — ha — wenn ich lache — aber — ha — ha — Sie haben darin bei mir mehr Glück als — ha — ha —"

Josel errötete — verbeugte sich lächelnd und sah in diesem Augenblicke so komisch und zugleich so hübsch aus, daß sich die Fremde dadurch aufrichtig belustigt und zu ihm hingezogen fühlte. — „Meine Gnädigste — o — es giebt nun einmal schwache Stunden im Leben —"

„Gott sei Dank, mein Herr, die Schwächen der lieben Menschen sind es oft, welche sie uns anziehend machen."

Josel hatte Oberwasser. „Sehr verbunden, meine Gnädigste."

„Ich sehe, Sie verstehen alle Vorteile zu nützen und sie nach Ihrem Sinne auszulegen."

„Graf Ippenbühl," fiel Josel ein, sich auf diese Weise vorstellend.

Sie neigte etwas den Kopf. „Nun wollen Sie natürlich meinen Namen wissen. — Nun, Ihre Neugier soll befriedigt werden. Semiramis Wright.

Josel erhob sich ein wenig von seinem Sitze.

„Wissen Sie, daß Sie Glück haben, Herr Graf?"

„Bin in diesem Moment vollkommen davon überzeugt."

„Sie treffen mich in einer mitteilsamen Stimmung. Ich lebe seit einigen Wochen in Berlin, wie man zu sagen pflegt, zum Vergnügen. Von Letzterem ist freilich bis dahin noch kaum die Rede gewesen. Aber, lieber Gott, man muß doch irgendwo leben. Während dieser ganzen Zeit habe ich noch keinen andern Menschen gesprochen, als meine Bediensteten

und die Leute, mit denen ich in Geschäftsverbindungen stehe. Dessen war ich gerade heute überdrüssig und —"

„Da komme ich Sonntagskind gerade des Wegs, um den Bann der Schweigsamkeit zu brechen!"

„Fast scheint es so —" entgegnete Semiramis mit stillem Lächeln — „doch bst — bst — still."

Die Musik begann aufs neue und Semiramis Wright versank wieder ganz und gar in stummes, hingebendes Lauschen, während Joachim beinahe nichts hörte, sondern so tief in den Anblick seiner Nachbarin versunken war, daß er alles andere um sich vergaß.

Semiramis fühlte instinktiv seine Blicke, welche sie in ihrem Kunstgenuß störten, sodaß sie ihm, soweit es ging, den Rücken wandte.

„Starren Sie mich nicht so an, Herr Graf," war das erste Wort, welches sie voller Strenge an ihn richtete, sobald der Vorhang gefallen war. „Das ist deutsch, mein Herr."

Sie erhob sich und verließ die Loge, um im Wandelgange auf- und niederzuschreiten, wo sie es nicht hindern konnte und vielleicht auch nicht hindern wollte, daß Graf Ippenbühl ihr Gesellschaft leistete.

Es dauerte lange, ehe Josel nach der eben erhaltenen

Abfertigung wieder das rechte Wort fand, vorläufig begnügte er sich damit, Miß Wright die Namen der vorübergehenden Damen und Herren, mit denen er flüchtige Grüße wechselte, zu nennen und ihre Persönlichkeiten ein wenig zu charakterisieren.

Semiramis schien wenig Interesse für die Anwesenden zu haben. Ob sie für pikantere Themas empfänglich war? Als freie Amerikanerin? Warum nicht?

„Ach, sehen Sie, meine Gnädigste, dort die blonde, stattliche Erscheinung am Arm des älteren Herren — sie ist doch noch immer wunderschön, wenn auch etwas reif, sehr reif — das ist die vielbesprochene, frühere Hofdame Gräfin de Saint-Avold. Sie haben bestimmt von ihren kleinen Abenteuern, die sozusagen Weltruf haben, gehört —"

„Nein! Und ich wünsche auch nichts davon zu hören. Bei uns erzählen die Herren den Damen keine Abenteuer von Damen und — wenn sie Weltruf hätten."

„Wieder ein Abfall," dachte Josel ärgerlich und doch — wenn er der Dame in das Gesicht sah, welches sie ihm jetzt so unbefangen zuwandte, als ob

sie ihm eben einen guten Tag geboten hätte, so mußte er annehmen, daß ihr seine Gesellschaft angenehm sei.

„Setzen wir uns ein wenig.“ Sie nahm auf einem der roten Sessel Platz und zwar so, daß sie dem lustwandelnden Publikum den Rücken zuwandte und deutete mit dem Fächer auf einen andern Stuhl. „Dieses Anstarren ist mir unangenehm. Bei uns —“

„Ist es nun einmal Sport das Fremde besonders interessant zu finden. Wir Deutschen stehen in dieser Beziehung wirklich auf einem kindlichen Standpunkte.“

„Finden Sie mich interessant aussehend?“ fragte Semiramis Wright jetzt mit leichter Koketterie.

„Welche Frage — natürlich —“

„Puh, puh — bitte schweigen Sie. Jetzt wollen Sie mir natürlich allerhand Schönes sagen, es war leichtsinnig von mir die deutsche Komplimentiersucht zu reizen. — Es klingelt! — Der letzte Akt beginnt!“

Ohne Graf Ippenbühl Zeit zu lassen, etwas zu entgegnen stand sie auf und schloß sich dem Menschenstrom an, der dem Zuschauerraum wieder zueilte.

„Ippenbühl, Donner— wer ist denn —?“

„Bst. Pompöses Weib,“ flüsterte Josel mit vielsagendem Blick und verschmitztem Lächeln dem Kürassier-Rittmeister zu, welcher diese Frage eben an ihn gestellt hatte und ging eilig davon.

„Was der Kerl auch immer auftreibt, natürlich will er die gute Beute für sich allein behalten,“ dachte der Rittmeister, ging zur Garderobe, nahm Paletot, Mütze und Degen und „schenkte“ sich den letzten Akt von diesem „phantastischen Gedudel“.

Jubelnder, nicht enden wollender Beifall lohnte am Schluß die vorzügliche Vorstellung des Meisterwerkes, Semiramis aber wartete die vielfachen Hurrarufe nicht ab, sondern verließ die Loge, ließ sich von dem ihrer schon harrenden Diener Mantel und Kapotte umgeben und schritt der Treppe zu, Graf Ippenbühl durch eine leichte Senkung des Kopfes verabschiedend. Plötzlich blieb sie stehen und wandte sich kurz um.

„Ich werde Ihnen gestatten, mich zu besuchen. Thiergartenstraße 40. Gute Nacht, Herr Graf.“

Josel wollte danken, Semiramis schien jedoch nicht mehr zu hören und ging kräftigen, energischen Schrittes davon. Er sah noch eine kurze Weile den prachtvollen, türkischen, roten Sammetmantel unter

den die Treppe hinabsteigenden Theaterbesuchern auftauchen, dann war sie verschwunden.

„Thiergartenstraße 40“, sagte er leise vor sich hin und merkte jetzt erst, daß er Hut und Überzieher noch nicht einmal in der Garderobe eingelöst hatte.

„Das Weib könnte mich rasend machen, vorläufig freilich raubt sie mir nur die Gedanken,“ dachte Josel, hüllte sich in seinen hechtgrauen, mit schwarzem Pelzkragen besetzten Kaisermantel, verließ das Opernhaus und fuhr in einer offenen Droschke erster Klasse nach Hause.

Wie ihn die scharfe, schneidende Abendluft anwehte! Sie fegte gerade vom Brandenburger Thor die Linden entlang. Sonst pflegte er über die Witterung Berlins wie über so manches andere zu raisonieren, heute war es ihm gerade so recht. „Es ist zu hübsch, sich einmal so ordentlich durchpusten zu lassen. Halt — Kutscher — halt.“

Josel unterwarf sich bei Thomas Unter den Linden der Brennscheere, kaufte bei Blumen-Schmidt eine Gardenie, welche heute Abend beim englischen Botschafter sein Knopfloch zieren sollte, und ließ selbstverständlich während dessen, sowie in der Zeit,

welche zu Hause seine Toilette beanspruchte, die Droschke warten. Es war ja so unbequem, sich immer wieder nach einem neuen Rosselenker umzusehen.

Nun war er fertig. Rosiger Laune, in einer Stimmung, wie er sie schon lange nicht mehr empfunden hatte, fuhr er zur Botschaft.

„Das hat mit ihrem — u. s. w. u. s. w. — Semi i — ra — mis ge — thaaaan," summte er vor sich hin und herrliche tiefdunkle Augen, goldne Berge, goldne Tage stiegen vor ihm auf. Am liebsten wäre er gleich nach Thiergartenstraße Nr. 40 gefahren. Josel war so leicht in den siebenten Himmel zu heben.

„Morgen ist auch noch ein Tag," damit sprang er aus der Droschke, zahlte reichlich und verschwand in dem blumenduftenden, in einen tropischen Palmenhain verwandelten, tageshell erleuchteten Vestibule der Botschaft.

„Ha — famos — schneidig." — Gepuderte Lakaien mit Goldtressen bedeckt, in seidenen Strümpfen und Escarpins, Gold, Marmor, Purpursammet, Düfte, unbeschreibliche Düfte — herrliche Frauen — rauschende Schleppen, blitzende Augen, — funkelnde Steine im Werte von Millionen — Sekt — lukullische

Büffets — dazu die Klänge der Musik — alles, alles, Reichtum, Vornehmheit, Lebenslust! — das war das Feld, wo Joachim Graf Ippenbühl sich zu Hause fühlte!

War sie etwa hier? — Nein. — Oder doch — da — dort! — Nein — Er sah sie überall, ihr Auge, dieses sinnige, spöttische Auge! — Ihre Königliche Gestalt! —

„Thiergartenstraße Nr. 40.“

„Was sagten Sie, Ippenbühl?“

„Ich? Nichts.“

„Ich glaube, Conti — der Sekt ist sehr stark — haha.“

„Unsinn, darf ich bitten, meine gnädigste Comtesse? Gräfin Killmannsberg neigte zustimmend den Kopf.

Der Hof erscheint — alles ist elektrisiert.

„Ihre Hoheit, die Prinzessin Feodora lassen befehlen,“ wendet sich der Kammerherr derselben eben an Josel.

„Gnädigste Comtesse —“ Josel verneigte sich bedauernd, „darf ich um den nächsten Tanz bitten?“

Die Bitte wird ihm gewährt und nun schwebt Graf Ippenbühl mit der hohen Dame, stolz in dem

Gefühle, zum Prinzessinnentänzer avanciert zu sein, nach den Walzerklängen im Hofgalopp gewandt auf dem tellergroßen Raume, der zum Tanzen frei geblieben ist, dahin. Und er sollte bei Semiramis, einer schlichten, bürgerlichen Amerikanerin nicht siegen?

Als Jochem spät in der Nacht heimkehrte, fand er verschiedene Briefe vor, meist Rechnungen enthaltend, zu seiner Freude aber keinen, welcher mit der unangenehmen Karstedtschen Angelegenheit in Zusammenhang stand. Vielleicht gestaltete sich doch noch alles besser als er im Anfange hoffen durfte. Und wenn nun gar erst — Semiramis — — — — –

Drittes Kapitel.

„Wenn ich mich noch nicht ganz wieder so fühle, wie es sein sollte und wie ich es möchte, so sehe ich doch keinen Grund darin, unsern gemütlichen Whistabend aufzugeben. Einen Kuß für Dich, meine süße Dora, derem Einfluß auf ihre Eltern ich ganz und gar vertraue. Bitte sie nur recht schön, daß sie heute Abend kommen. Sollten sie Abhaltung haben, so kommst Du, mein vielgeliebter Wildfang, wohl allein zu Deiner Dich mit wahrer Wonne verziehenden

Maria Keller.

PS. Mein Mann schließt sich meinem Bitten an."

Dora reichte die mit zierlichen Schriftzügen bedeckte Karte ihrer Mutter. „Siehst Du, wir sollen kommen."

Die Gräfin seufzte auf. „Die gute Maria. Ich fürchte, sie nimmt ihren Zustand zu leicht."

„Aber Mama, eine Erkältung, dieses Mal vielleicht etwas hartnäckiger als sonst. Wer erkältet sich bei unserm unfreundlichen, naßkalten, winterlichen Residenzwetter nicht einmal?"

„Es will garnicht von ihr weichen — bei ihrer zarten Konstitution ist das nicht gut. Sie weiß, daß ihrem Gatten und uns diese Winterabende zur lieben Gewohnheit geworden sind, deshalb —"

„Da kommt Papa, der mag entscheiden. Hier lies, mein süßes Alterchen." Graf Ippenbühl kehrte eben aus dem Dienst zurück und durchflog das Briefchen der Frau Amtsrichter Keller.

„Natürlich gehen wir hin," damit begab er sich in sein Ankleidezimmer.

Der Amtsrichter und der Kommandeur, obgleich im Alter sehr verschieden, waren durch innige Freundschaft verbunden, welche in den Kriegszeiten 70/71, wo Keller den Feldzug als Reserveoffizier bei Graf Ippenbühls Bataillon mitgemacht hatte, wurzelte.

Die nahe Nachbarschaft — die Wohnungen der beiden Familien lagen nur zehn Minuten auseinander

— begünstigte den Verkehr und stärkte die gegenseitige Zuneigung, welche sich auch auf die Frauen und Kinder ausgedehnt hatte, immer mehr.

Amtsrichter Fedor Keller, ein überaus braver Offizier, der sich im Kriege 1866 den Kronenorden mit Schwertern, 1870/71 das Eiserne Kreuz zweiter Klasse geholt hatte, dabei ein tüchtiger, angesehener Jurist war, lebte mit seiner kleinen zarten Maria in der glücklichsten Ehe, welche durch zwei reizende ge sunde Kinder: Carlos und Bessi gesegnet war.

Ihre günstige Vermögenslage gestattete ihnen in Berlin angenehm zu wohnen, liebe Freunde bei sich zu sehen und sich manchen Kunstgenuß zu gönnen.

Sie hatten alle diese Vorzüge, deren sich verhältnismäßig so wenig Beamtenfamilien zu erfreuen haben, bisher im rechten Maße genossen.

Jetzt freilich mußten sie sich in dieser Beziehung manche Entsagung auferlegen, weil Frau Maria Keller sich nicht wohl genug dazu fühlte.

Der letzte Sommeraufenthalt im Harz und später an der See hatte ihr zwar gut gethan, der rauhe Winter hingegen, welcher oft gerade in Berlin recht empfindlich auftritt, hatte nicht günstig auf ihre

zarte Gesundheit gewirkt. Aber Herr Keller tröstete sich und sie, im Frühjahr sollte es schon von selbst wieder besser werden.

Der Abend brach an und pünktlich um acht Uhr trat Ippenbühl mit Frau und Tochter bei Kellers ein.

„Maria ist zwar nicht ganz munter," empfing sie der Amtsrichter, ein mittelgroßer, nicht mehr ganz junger, kräftig gebauter Mann mit bereits leicht ergrautem Haar und einem offenen, freundlichen, nicht hübschen und nicht häßlichen Gesicht, „aber ich denke, wenn wir uns heute einmal der Cigarre enthalten, wird es schon gehen. Sie freut sich besonders auf Sie, Comtesse."

Die Gräfin warf Dora einen besorgten Blick zu, während der Oberst sein volles Einverständnis in bezug auf die zu vermeidende Cigarre äußerte.

„Comtesse?" fragte Dora, „warum begegnen Sie mir so förmlich, Herr Keller?"

„Wenn junge Damen erst Bälle besuchen," scherzte Keller, „so müssen doch endlich die Comtesse oder das gnädige Fräulein in ihre Rechte treten, bei

dem einfachen Dorchen, dem einseitigen Du kann es dann nicht länger bleiben."

„Nein, das kann es freilich nicht mehr," entgegnete Dora mit komischem Ernst, „wissen Sie was" — Dora stürmte in das Nebenzimmer auf Maria zu, welche dort auf einem Ruhebette lag. „Höre, Maria, eine Gewissensfrage?"

„Nun?"

„Bist Du eifersüchtig? Auf mich nämlich?"

„Ha — ha — ha — Aber Dorle — Dorle, Du kleiner Hanswurst Du!"

So wirst Du wohl erlauben, daß ich von jetzt ab Deinen Fedor duze, damit er mich nicht siezt! Wir treten von jetzt ab in das verwandtschaftliche Verhältnis von Onkel und Nichte."

„Natürlich! herrlich! Kommt her, Kinder, feierliche Brüder- und Schwesternschaft."

„Der übliche Kuß ist nicht nötig!" rief Dora lachend und entschlüpfte den ausgebreiteten Armen des Amtsrichters, um dafür Bessi und Carlos, die Kinder des Ehepaars Keller, welche eben erschienen und ihren Knix machten, desto zärtlicher zu umfassen

und abzuküssen. O, Ihr reizenden, süßen Bälge. Habt Ihr Tante Dörtel lieb? Ja? Antwort!"

„Ja!" erklang es wie aus einem Munde.

„So, nun küßt mich einmal gehörig ab, denn das thut Ihr doch gar zu gern, aber nicht das Haar zerzausen. Jetzt bin ich Eure Cousine im zweiten Grade, denn Papa und ich sind Onkel und Nichte geworden und wir dutzen uns."

Das erregte den hellen Jubel der Kinder und Bessi hockte sich zu Füßen Marias auf das Ruhebett, während sich Carlos an Dora lehnte, die auf einem Schemelchen neben ihrer Freundin Platz genommen hatte, mit ihren Fingern spielte und zärtlich zu ihr aufsah.

„Was Du für eine hübsche Nase hast, Cousine Dora. Und so niedliche Augen."

„Und Du erst, mein Jüngelchen."

„Deine sind aber doch noch schöner, Cousine Dorchen."

„Er ist doch stets Dein kleiner Kavalier," bemerkte Maria lächelnd.

„Ich bin auch Dörtels Klavier!" rief die kleine Bessi, sprang vom Ruhebette herunter und schmiegte

sich zärtlich — eifersüchtig an die andere Seite der jungen Gräfin, welche die Arme um beide Kinder legte und ihre blonden, lockigen Köpfchen zärtlich an sich zog.

„Ja, ja, meine Herzenskinder, Ihr seid beide meine lieben, kleinen, wohlklingenden, niemals verstimmten Klaviere."

Marias Augen ruhten freundlich auf dieser Gruppe, dann flogen sie zu ihrem Gatten, der eben am Spieltische stand und die Karten mischte. Da verfärbten sich Marias Wangen, rote Flecken tauchten darauf auf, ihre Augen schwammen in einem feuchten Glanze, tiefer Ernst lag auf ihren feinen, abgespannten Zügen, ein leises Hüsteln war zu hören und um dasselbe zu unterdrücken, lehnte sie sich in die Kissen zurück.

„Nicht husten, Mutting," rief der Amtsrichter, ohne sich im Mischen der Karten stören zu lassen.

„Nein, nein, das war nur eben so," entgegnete Maria, Dora etwas hastig die fieberheiße Hand reichend. „Du hast die Kinder wohl sehr lieb, mein einziges Dörtel?"

„Sehr — sehr, süße Maria."

„Dörtelchen soll immer hier bleiben,“ rief Bessi.

„Ja, ja,“ stimmte Carlos ein, „weißt Du was Bessi? Weißt Du was Mama? Wir heiraten Tante Dörtel noch mit dazu.“

Lautes Lachen lohnte den kleinen Schelm, nur Maria schwieg.

„Wir spielen wohl mit dem Strohmann, Keller?“ fragte der Graf.

„Nein, ich erwarte den Vierten noch. Sie werden noch eine große Überraschung haben, Herr Graf.“

Das Lachen ob Carlos' kindlicher Äußerung ertönte noch, als sich die Thür aufthat und die Frau Geheimrätin Paula Wenkstern mit ihrer Nichte und Pflegetochter Claire du Venille, unbemerkt eintrat und ein wenig betroffen in der Thür stehen blieb.

„Die Frau Geheimrätin!“ rief Maria endlich, welche vom Ruhebett aus der beiden Damen zuerst ansichtig wurde.

„Gnädigste Frau!“ Frau Geheimrätin!“ die Anwesenden gingen ihnen entgegen, sie zu begrüßen.

„Verzeihen Sie,“ sagte Maria, den beiden die Hände entgegenstreckend, „aber ich soll liegen, der böse Sanitätsrat.“

„O — unwohl — wie sehr beklage ich Sie, meine Teuerste," ließ sich die flötende Stimme der Geheimrätin jetzt vernehmen, „nun es wird mir eine besondere Ehre sein," ihr lebhaftes Auge überflog die Gesellschaft, „für Sie als vierter Mann zu fungieren. Sehr angenehm — ganz charmant."

Frau Paula Wenkstern zeigte ihr gewinnendstes Lächeln, aber ihre Augen nahmen einen stechenden Ausdruck an und sie sprach, wie jemand, welcher die angenehme Entdeckung macht, als Vierzehnter geladen zu sein. Der Amtsrichter that, als ob er nichts bemerkte und war um so freundlicher gegen seine Mitbewohnerinnen, welche einige Zimmer des oberen Stockwerkes inne hatten und zwei davon an ältere unverheiratete Herren abgaben. Es schadete übrigens nichts, wenn sie noch nicht ganz zu den älteren gehörten und noch zu den heiratsfähigen Jahrgängen rechneten. Claire du Venille war ja auch nicht mehr ganz jung.

Nachdem Ippenbühls den ersten unvermuteten Schrecken ob des Erscheinens der Geheimrätin, einer geborenen du Venille und Sprossin der französischen

Kolonie, glücklich überstanden hatten, begann der Robber.

Während sich Claire — Mademoiselle Claire — wie sie sich gern nennen ließ, und Dora Frau Keller widmeten und erstere vergeblich das Gespräch auf ein philosophisches Thema zu lenken versuchte, wurde von den vier Alten die Whistschlacht mit erstaunenswertem Eifer geführt.

„Vergeben! Bitte tausendmal um Entschuldigung," hörte man eben die sanfte Stimme der Geheimrätin, indem sie mit einer Schnelligkeit, die wenig Stiche ihrer Handkarte vermuten ließ, die Karten zusammenwarf. Sie spielte mit dem Obersten, einen besseren Partner hätte sie sich nicht wünschen können, einen Robber hatte sie schon gewonnen, ihre Laune stieg daher mehr und mehr und als ihr am Schluß des Spiels dreißig Pfennige — der Point einen halben Pfennig — ausgezahlt wurden, strahlte sie so rosig, daß sie garnicht mehr daran dachte, daß sie hier eigentlich als Notnagel diente.

Claire du Venille war indessen wenig liebenswürdig, erstens gingen die beiden Damen wenig auf ihre Themata ein, so daß sie keine Gelegenheit fand,

ihre Geistesblitze leuchten zu lassen und zweitens hatte sie gehofft, da Herr Amtsrichter Keller stets von der „Familie Ippenbühl“ gesprochen hatte, auch den jungen Grafen hier zu treffen. Leider war dem nicht so. In bedauernd lächelndes Schweigen versunken überließ sie Maria und Dora schließlich ihren hausmütterlichen Gesprächen und schien auch den Kindern Bessi und Carlos keinen Geschmack abzugewinnen.

Nach einem einfachen Essen trennten sich die Herrschaften gegen elf Uhr, die Geheimrätin versicherte einen sehr angenehmen Abend verlebt zu haben und gab dem Grafen zu verstehen, wie sie sich freuen würde, wenn die Whistpartie auch einmal bei ihr stattfinden könnte, was allerdings erst einen Besuch der gräflichen Familie bei ihr voraussetzte.

„Sehr nette Leute, charmante Leute,“ bemerkte Frau Paula Wenkstern beim Auskleiden ihrer Nichte gegenüber.

„O ja, etwas hausbacken — etwas alltäglich,“ entgegnete Claire gelangweilt.

„Soo — aber doch recht liebenswürdig.“

„Sie ist philiströs — er hausbacken — die Kinder verzogen und zudringlich — und diese kaum dem Backfischalter entwachsene Dora — —“

„Du bist nun einmal nicht kinderlieb, Claire,“ warf die Geheimrätin ein, indem sie ihre bereits ins Graue schimmernden Locken auf die Papilloten wickelte. Jetzt sah sie ganz anders aus als vorher.

„Das könnte ich allerdings nicht behaupten.“

„Aber, wenn Du einmal selbst — —“

„Tante! — Aber Tante!“ Claire rief das mit Entrüstung, als hätte ihr die Geheimrätin die größte Schande zugemutet, worauf die Damen des Abends nicht mehr erwähnten und sich anschickten ihre Lagerstätten für die Nacht aufzuschlagen.

Bei der Frau Geheimrätin Paula Wenkstern gab es einen Salon, ein Speisezimmer, ein Boudoir und eine in der Entwicklung stehen gebliebene Bibliothek mit Prachtbänden, aber einen eigentlichen Schlafraum hätte man vergeblich gesucht. Allabendlich öffneten sich zwei Kanapees, beide Damen entnahmen ihnen alles für ein provisorisches Bett Notwendige und legten sich endlich zur Ruhe, um am nächsten Morgen die Wohnung zu den geselligen Zwecken,

denen sie hauptsächlich diente, wieder salonmäßig herzurichten.

*   *
*

„Tiergartenstraße Nr. 40 Semiramis Wright“ waren die Worte, mit denen Joachim Ippenbühl am nächsten Morgen nach der ihm ebenso angenehmen als eigentümlichen Bekanntschaft mit dieser Dame, in seinem fast quadratförmigen Bett, so groß, daß er sich beinah darin verlor, erwachte. Zugleich stand es bei ihm fest, sofort von der ihm gegebenen Erlaubnis, ihr aufwarten zu dürfen, Gebrauch zu machen.

„Sonderbar, eine Deutsche hätte niemals diese Aufforderung an mich ergehen lassen, sie hätte eine abwartende Stellung eingenommen,“ dachte er weiter, reckte sich noch einmal und entschlüpfte dem molligen Lager. „Das läßt auf Interesse schließen — wenn nicht auf mehr. Diese Aufforderung glich einem Gewaltakt wenn sie auch zögernd gegeben wurde, so als ob die stolze Semiramis erst einen Kampf mit sich zu bestehen gehabt hätte. Sie fühlte das Außergewöhnliche — — ihr Inneres drängte sie aber zur Fortsetzung der reizenden vornehmen Bekanntschaft

und der Damm der Formalitäten wurde gewaltsam durchbrochen. Hurra Josel — Du hast gesiegt und wer weiß wie lange es dauert, so gehören Semiramis und Joachim unzertrennlich zusammen und die ungezählten Dollars dann!"

Der Badeschrank umfing ihn und die jetzt von allen Seiten an seinem Körper herabrieselnden kalten Wasserstrahlen verscheuchten alle Ehe- und Dollargedanken, um ihn jenes angenehme Gruseln, welches der in Thätigkeit gesetzte Mechanismus eines Badeschranks hervorzubringen pflegt, allein empfinden zu lassen.

Wie behaglich es bei ihm war. Die Neuzeit mit ihren bizarren Zimmereinrichtungen, bunt und weich, war hier im vollsten Maße zur Geltung gekommen: Dicke Teppiche, kleine, große Polstermöbel in allen nur erdenklichen Formen, jedes Stück mit einem andern Stoff überzogen und doch harmonisch in der Gesamtwirkung, füllten die Räume.

Schüsseln, nicht gerade für die Augen von Damen bestimmte Bilder hingen an den Wänden, dazwischen Paukzeug und Cerevise, die Zeichen der flotten, herrlichen Studentenzeit. Natürlich hatte er

nur den vornehmsten Corps angehört und sein Name als guter Schläger und tapferer Trinker war weit und breit bekannt.

Ein seidener türkischer Schlafrock umhüllte seine Glieder, die hübschen Füße staken in roten Saffianpantoffeln. Auf dem Tisch harrte seiner bereits die surrende Theemaschine, deren er sich umständlich bediente, um sich den Morgentrunk zu bereiten. Alles mußte Chic haben, das war bei Josel Ippenbühl die Hauptsache.

„Kein Geld — aber Chic!“ pflegte er lächelnd zu sagen.

Nach dem Frühstück begab er sich auf sein Büreau, um sich hier fleißig der Arbeit zu widmen, warf sich gegen Mittag in Besuchsanzug Numero eins, unterstellte sich wieder der haarkünstlerischen Hand des Herrn Thomas Unter den Linden und — „Tiergartenstraße Nr. 40“ — lautete sein Befehl an den Rosselenker einer Droschke erster Klasse.

„Famos! diese Wohnung! Dieses palastähnliche Emporsteigen aus dem selbst jetzt im Winter zierlich gepflegten Vorgarten! Welches Treppenhaus! Und diese schmiegsamen Smyrnateppiche der Marmorstufen,

lautlos wie ein Traum, passend für den Fuß einer Semiramis.

Josel stand schon auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerkes. „Wright“ stand da mit zollgroßen Buchstaben.

„Wright — kurz und bündig,“ philosophierte Josel. „Bedeutet das nun einen weiblichen, einen männlichen oder einen gemischten Wright?“

Josel unterbrach seine Gedanken und zog die Hand von dem Knopf der elektrischen Klingel, welchen er schon berührt hatte, wieder zurück. Semiramis Wright Tiergartenstraße 40, weiter wußte er ja nichts. Diese Dame konnte ja einen Mr. Wright besitzen und er hatte schon von Ehefreuden und Dollars geträumt!

„Brrrrrrr“ schnarrte der Telegraph. „Herrschaft zu Hause?“ diese Frage an den Diener war neutral gehalten.

„Werde — sofort — “ der Diener, anzusehen wie ein Haushofmeister — die schwarze Kleidung, die seidenen Strümpfe, das glattrasierte Kinn, der gnädige Blick und die verschleierte leise Stimme ließen auf

diese bevorzugte Stellung schließen — war schon lautlos mit Joachims Karte verschwunden.

„Lassen sehr bedauern —“

Diese Antwort hatte kaum die Länge eines Gedankens beansprucht. Die Abweisung war ohne jeden Kampf seitens der Abweisenden erfolgt und wirkte auf Josel wie ein kalter Wasserstrahl. Mit diesem Gefühl fuhr Graf Ippenbühl mißgelaunt von dannen und bemerkte nicht, daß ihm hinter dem breiten Store des Erkerfensters Semiramis Augen neugierig folgten. Es war ein verlorener Tag für Josel, arbeiten mochte er nicht, obgleich er's so nötig hatte. Was sollte er besseres damit anfangen, als ihn bei seinen Eltern zu verbringen.

Aber nein, ein gewisses Schamgefühl hielt ihn davon ab, er gedachte des Geldes, welches er so unsinnig vergeudet hatte. Endlich entschloß er sich hinzugehen, am Abend kam Adam Zemtsch. Aber es war nicht so harmlos wie sonst, die beiden jungen Leute verstanden sich nun einmal nicht. Dora fühlte das deutlich und es that ihr oft weh. —

„Zu dreist — geradezu empörend dreist — gleich heute zu kommen, als wenn ich seinen Besuch nicht

abwarten könnte," sagte Semiramis und trat aus dem Erker in das Zimmer zurück, um, wie sie meinte, den angefangenen Brief fortzusetzen, in Wirklichkeit aber, weil der Wagen und mit ihm Graf Ippenbühl jetzt zwischen den laublosen Bäumen des Tiergartens verschwunden war. So lange sie seinen grauen Cylinder noch gesehen, hatte sie auf ihrem vorigen Platze ausgeharrt.

Der Brief wollte nicht vorwärts schreiten, ihr Gedankenfluß war zu jäh unterbrochen worden. Sie hätte ihn am Ende doch nicht abweisen sollen. Wenn er nicht wiederkäme? „Pah, er wird schon, aber seine deutsch-preußische Siegermiene muß ich ihm herunter reißen! Ich hasse diesen Attackenschritt nun einmal!"

Selbst für die Verhältnisse der Bewohner dieses bevorzugten Stadtteils der deutschen Reichshauptstadt war die Einrichtung, welche Semiramis umgab, überraschend elegant. Fürstlich wäre nicht die ganz richtige Bezeichnung gewesen, denn es giebt viele Fürsten, welche nicht annähernd so ausgestattet sind, wie sie es war. Mehr aber noch als diese Eleganz mußte dem Beschauer der sportliche Anstrich auffallen; ein ausgesprochener englischer Herrengeschmack drückte sich in allen Räumen,

ja selbst in dem Schlafzimmer der Dame aus, dessen Wände die Bilder der Favorits von halb England in künstlerischer Ausführung zierten. An der Wand hingen Revolver, Hunde- und Reitpeitschen, und an dem Nachttischchen lehnte handgerecht ein Totschlägerstock. Zwei feuerfeste Geldschränke standen an den Wänden, ein Anblick, der in Josel die angenehmsten Gefühle erweckt haben würde.

Und welcher eigentümliche Duft waltete hier! Juchten, Schüper, Gardenien — alles kräftig, jeder die Nerven sanft umschmeichelnde Geruch schien ausgeschlossen.

Semiramis selbst trug ein schwarzes, enganliegendes Tuchkleid, einen Stehkragen, der Mode entgegen, steif gestärkte kleine Klappmanschetten und ein goldenes Käferchen mit Brillanten besetzt als Vorstecknadel. Das kurzgeschnittene Haar, heute ungebrannt, umstarrte stumpf den ausdrucksvollen Kopf, so ihre Erscheinung mit der Umgebung in wunderbaren Einklang versetzend.

Am nächsten Tage wartete Semiramis vergeblich auf den Besuch des Grafen, ebenso am zweiten und dritten. Sie war wütend, jene quälenden Gefühle des Wartens machten ihren ganzen die Nerven er-

regenden Einfluß auf sie geltend. Als sich acht Tage später der ersehnte Besuch noch nicht eingestellt hatte, lachte sie laut auf. „Der Narr will mir Gleichgültigkeit markieren, nun soll sie ihm werden! Man merkt die Absicht —"

Semiramis hatte Joachim richtig beurteilt, halb vor Sehnsucht, halb vor Neugier nach ihr verzehrt, legte er sich gewaltsam Fesseln an, sie schmachten zu lassen, mit dem Hintergedanken, sie für ihre Ungezogenheit zu strafen und ihr Interesse für seine Person zu erhöhen.

Einmal war er schon gegen Abend bis vor ihre Thür gegangen, aber wieder umgekehrt. Es war ja so wichtig für ihn hier den richtigen Weg einzuschlagen, denn — — die sich mehr und mehr häufenden, kleinen und größeren Forderungen seiner Gläubiger — — machten eine „schwere" Heirat fast zur Notwendigkeit, um so mehr, da sich die ersten unliebsamen Anzeichen in der Karstedtschen Wechselangelegenheit bereits regten.

Eben hatte er einen Brief des jungen Baron Schwenstedt erhalten:

„Lieber Josel!

Verdammt, der gute Karstedt hat mich durch seinen unverantwortlichen Pistolenschuß gehörig in die Tinte geritten.

Ich habe für tausend Mark für ihn gut gesagt — und nun — da habe ich den Salat — soll ich berappen.

Können Sie, mein guter alter Josel, nicht aus der Patsche helfen? Nur durch Unterschrift bei einem Wechsel, nicht in Baribus!

„Ja," oder „Nein" per Rohrpost — das genügt!

Ihr Schwenstedt"

„Nein" war die lakonische Antwort. Aber Josel hatte sie Mühe gemacht, sie niederzuschreiben, denn er sah jetzt das Gespenst eines Zahlungsmandats auf sich zuschießen.

Bei jedem Klingelzuge fuhr er auf. Gott sei Dank bis jetzt bestätigten sich seine Befürchtungen noch nicht. Aber was sollte werden? Daß sie sich erfüllten stand bombenfest. Aus eigenen Mitteln vermochte Joachim nicht zu zahlen und sein Vater, der Oberst Graf Ippenbühl, wäre nur mit großen Opfern im stande gewesen, alle diese Außenstände zu decken.

So vergingen fast vierzehn Tage bis Jochem es endlich an der Zeit fand, seinen Besuch bei der Amerikanerin zu wiederholen. Wie auf dem Gange zum Schicksal kam er sich vor, als er in die Thiergartenstraße einbog. Mutig unverfroren wollte er auf sein Ziel lossteuern. Liebesgirren, schmachtendes Werben war bei einem Weibe wie Semiramis nicht angebracht, da mußte anders angefaßt werden.

Aber war sie denn überhaupt noch zu haben? Unaufhaltsam trieb ihn diese eine, wie ihn dünkte, die wichtigste Frage seines Lebens vorwärts.

„Angenehm — bitte,“ lautete der Bescheid des Dieners, der, als wenn er seitens seiner Herrin verpflichtet wäre, es wieder unterließ, seiner lakonischen Antwort ein Wort hinzuzufügen, welches Josel darüber belehrt hätte, ob Semiramis Wright verehelicht war oder nicht.

Bei seinem Eintritt erhob sich die Ersehnte langsam aus ihrer liegenden Stellung und ging ihm entgegen. So groß, so eigentümlich wie sie ihm hier im Rahmen ihrer eigenen Häuslichkeit erschien, hatte er sie sich gar nicht mehr vorgestellt. Mit keinem Worte seinen ersten, verfehlten Besuch erwähnend,

reichte sie ihm sportsmäßig, mit gekrümmtem Ellenbogen die Hand und drückte sie kräftig.

„Ich freue mich, Graf Ippenbühl, daß Sie Thiergartenstraße No. 40 nicht vergessen haben, suchen Sie sich einen Platz, der Sie bequem dünkt," damit deutete sie auf die verschiedenen Sessel und Kanapees, welche im bunten Durcheinander das Zimmer füllten.

„Die Auswahl würde mir schwer fallen, meine Gnädigste — bitte, geben Sie mir die Direktion." Josel überflog die Einrichtung des Zimmers.

„So" — rief sie, warf sich in einen Schaukelstuhl, lehnte sich in demselben weit zurück und stemmte die Füße auf ein Kissen von Smyrnaarbeit, worauf Josel ihr gegenüber ebenso bequem Platz nahm.

„Rauchen Sie? — Da!" sagte sie, ihm mit dem Fuß einen kleinen türkischen Rauchtisch zuschiebend, auf dem Cigarren sowie Cigaretten lagen und entzündete sich selbst eine Havanna.

„Sie finden es natürlich amerikanisch, also emanzipiert, daß ich starke Cigarren rauche!"

„Durchaus nicht."

„Ich mag es lieber hören, wenn Sie die Wahrheit sagen."

„Die Wahrheit sollen Sie gern hören; so gestehe ich Ihnen, meine Gnädigste, daß ich neugierig bin."

„Natürlich, das sind alle Herren."

„So möchte ich gern wissen, ob Sie Frau, Fräulein oder Witwe sind?"

„Sagte ich Ihnen das nicht?"

„Nein."

„Fräulein."

„Soooo — — —"

Josel war es, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiel, aber er erschrak über sein langgedehntes betontes „So". Wenn Semiramis ihn durchschaute?

„Ha — ha — ha — ha —"

„Finden Sie das selbst komisch?"

„Nein, aber ich finde Ihren Gedankengang komisch."

„Wie so?"

„Sie kommen sich in diesem Augenblick sonderbar vor bei einem Mädchen, welches die Cigarre in der Hand hält, allein zu Gast zu sein. Trinken Sie ein Glas Portwein?"

„Ich bin so frei, das erstere zu verneinen, das zweite zu bejahen.“

Miß Semiramis schellte. „Portwein,“ befahl sie dem eintretenden Diener.

„Daß Sie doch nicht den Mut haben, bei der Wahrheit zu bleiben. Natürlich finden Sie es unweiblich von mir als Mädchen allein zu leben, allein einen Herrn zu empfangen, mit ihm umzugehen, als wäre es gar kein Mann. Sagen Sie es nur frei heraus. Das hat in zwei Umständen seinen Grund Erstens sind wir Amerikanerinnen unserer so sicher, daß wir uns getrost in diese Gefahr begeben können und zweitens lehrt uns unsere, ich will sagen, hellsichtigere Erziehung, unser angeborner, offner Blick, daß diese Gefahr zum größten Teil Chimäre ist, denn es giebt in Wirklichkeit herzlich wenig Männer, die es wert wären, uns ihretwegen zu vergessen.“

„Ha, ha — Miß Wright! Es giebt Ausnahmen!“

„Ausnahmen bestätigen die Regel. — Natürlich rechnen Sie sich zu denselben. Ha — ha — ha —“

„Allerdings, ich war so frei, Miß Wright. Ihr Lachen —“

„Sie sind auf Irrwegen, Graf Ippenbühl. Gehörten Sie zu denselben, so würden Sie sich überwunden haben, mich nicht im Theater anzureden und würden jetzt ihrer Entrüstung über mein Alleinwohnen, über meinen Freimut Sie zu empfangen offenen Ausdruck geben. Aber Sie denken — —"

Semiramis brach plötzlich ab und ein feines Rot, wie damals im Opernhause, als sich mehr und mehr die Macht der Töne, die Wucht der Dichtung auf ihr Gemüt geltend machte, überflog ihre bleichen Züge. Josel glühte, war hingerissen.

„Nun was denken Sie?"

„Etwas was ich Ihnen nicht sagen will. Wir Amerikanerinnen können neben vielem andern Guten auch schweigen."

„Die deutschen Frauen etwa nicht?"

„Man sagt: ‚keine'. Ich kenne zu wenige von ihnen, um ein selbständiges Urteil über sie fällen zu können."

Josel erhob sich, stellte sich vor Miß Semiramis und sah sie lächelnd an: Seine Gestalt war schön; Kraft und Gewandtheit kennzeichneten sie zugleich. — Auch sein Kopf war hübsch. Dieses Blond, dieses

Gelock des Haars paßte zu seiner frischen rosigen Hautfarbe. Und wie unternehmungslustig die lebhaften Augen blickten.

„Warum rufen Sie eigentlich einen künstlichen Kriegszustand zwischen uns hervor, Miß Semiramis?“

„Künstlich? Hervorrufen? Ich? Sie scherzen, Graf Ippenbühl!“

„Ich denke nicht daran.“

„Nun weil Sie mich angegriffen haben, damals im Theater, nennen Sie das keinen Angriff? und da soll ich mich, so bald es Ihnen beliebt, als vollständig besiegt betrachten! Nein — mein Herr — nein. Ich hätte es ja in der Hand gehabt mich schweigend zurückzuziehn, Sie hätten einen Stoß in die Luft gemacht, — dieses entsprach jedoch meinem Charakter nicht.“

„Gut, Miß Semiramis, ich nahm den Fehdehandschuh auf.“

„Umgekehrt! Ich habe ihn aufgehoben!“

„Gut dann zugegeben —“ Josel, von einer plötzlichen Wallung des immer schneller pulsierenden Blutes erfaßt, durchglüht von einer kaum zu bändigenden Leidenschaft für dieses absonderliche Mädchen,

welches da so mit einem Schlage, wie aus der Erde gestampft, in seinen Lebenspfad getreten war und demselben eine ganz veränderte Richtung zu geben bestimmt schien, trat dicht an den Schaukelstuhl heran, umfaßte seine Lehne, beugte sich zu Miß Wright nieder und sah sie verlangenden Auges an — „Und wenn ich als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehe, dann," flüsterte er glühenden Blickes, doch plötzlich verwandelte er seinen Ton, „Semiramis, ich liebe Sie!" rief er leidenschaftlich, dabei vergeblich versuchend, ihre Hand zu ergreifen.

„Das habe ich längst gewußt!" klang es ohne jedes Zeichen von Erregung von ihren Lippen, nicht um eine Linie änderte sie die Lage ihres Kopfes, obgleich Josels Mund ihrer Stirn so nahe gekommen war, daß beide nur ein Härchen von einander trennte.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Josel trat zurück. Er war zu voreilig gewesen. Erfolgte jetzt kein Wort der Hoffnung, so war es aus und es blieb ihm nur übrig, sich beschämt mit einem Korbe zurückzuziehen.

„Wie viele Pferde haben Sie, Graf?"

„Wie — viel — Pferde?" Josel hatte seine

Hand von der Stuhllehne gelöst und sank lachend auf seinen alten Platz. Dieses Lachen war keineswegs der Ausbruch einer heiteren Gemütsstimmung, sondern der bitterste Galgenhumor sprach daraus. Semiramis hörte es ruhig mit an. Josel aber schnellte wieder von seinem Sitze empor, dieses Mädchen verfügte über eine Seelenruhe, welche ihn rasend machen konnte.

„Gar keins," stieß er endlich kurz hervor.

„Wollen Sie mit mir ausreiten?"

„Ob — — ich? — —"

„Mein Gott, ich spreche doch so deutlich —"

„Natürlich!" rief Josel plötzlich so voller Freude, daß Semiramis laut auflachte.

„Wann?" sagte er weiter, ohne diesen Heiterkeitsausbruch zu beachten.

„In einer Stunde"

„Gut — Miß Semiramis." — Das klang so weich. Es lag etwas Zärtliches in der Art wie er ihre Hand erfaßte und sie an seine Lippen ziehen wollte.

„Lassen Sie das. Ich mag das nicht. Bei uns thut man das nicht."

„Bei uns? Warum immer dieses eine Wort? Hier bei uns aber küßt man als Zeichen seiner Hochachtung einer Dame die Hand.“

„Weil wir eben viel konservativer sind, obgleich wir dieses Wort nicht stets im Munde führen wie hier zu Lande. Der Amerikaner bleibt eben immer Amerikaner, mag er dort oder in China leben. — Wo er ist, ist eben Amerika.“

„Das klingt sehr stolz, Miß Semiramis.“

„Warum sollte es das nicht?“

Josel zuckte ein wenig die Achseln.

„Allzuviel Stolz bei einem Mädchen — doch lassen wir das — —“

„Ich dachte wir wollten reiten?“ fragte Semiramis gleichgültig.

„Ich kleide mich nur um. Auf Wiedersehen,“ damit entfernte sich Josel so eilig als möglich, Gott dankend, daß er sich jetzt aus der Nähe dieses Mädchens entfernen konnte und doch zogen ihn tausend Fäden wieder zu ihr hin, so daß er vor nervöser Hast beim Anlegen seines Reitanzuges ein verkehrtes Stück nach dem andern ergriff.

Semiramis lauschte noch lange seinen verhallen-

den Tritten. Das, was auf ihrem Gesichte lag, war nicht Gleichgültigkeit für den jungen stürmischen Mann. Sie liebte Menschen mit Temperament.

„Aber das war Frechheit!“ rief sie plötzlich zornig, mit dem Fuße auf die Erde tretend.

Sie schellte, die Zofe kam und folgte ihr in ihr Ankleidezimmer.

Josel traf bei seiner Rückkehr Miß Wright bereits im Reitanzuge im Hofe, damit beschäftigt, die beiden Braunen, welche der Stalljunge am Zügel hielt, zu mustern.

„Hier dies ist meine Enchentreß, mein Leib- und Magenpferd vom Vinegar aus der Puppet. Fünf Jahr alt, kapitaler Gaul. Reiten Sie dort die Fella, sie geht ruhiger.

Josel schlug das Blut zu Kopf. Ruhiger? Wie spöttisch sie das sagte? Sie hatte nun einmal die Absicht ihn zu ärgern, aber hätte er gar keinen Eindruck auf sie gemacht, warum würde sie ihn sonst herangezogen haben?

„Sind Sie bereit, Herr Graf?“

Joachim lüftete seinen schwarzen Cylinderhut. „Zu dienen, Miß Wright.“

Semiramis, ihrem Begleiter mit den Augen das Zeichen gebend, ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein, trat an das Pferd, ergriff Mähne samt Zügel, und setzte ohne jede Ziererei, den mit glänzendem Lackstiefel bekleideten Fuß in seine gefalteten Hände und schwang sich in den Sattel. „Fertig?"

„Fertig," gab Graf Ippenbühl zurück, indem er sich im Sattel zurecht setzte und dem Braunen eine leise Aufmunterung gab. Wie kam sich Josel nur vor, als er durch das weite Thor des Prachtbaues ritt, in welchem Semiramis wohnte, und die geräuschvolle Berliner Thiergartenwelt vor ihm lag? War er wirklich der Begleiter jener schneidigen Person, welche eben in den sandigen Reitweg des Parkes einbog und der es nicht einen Augenblick befremdlich schien, daß sie an der Seite jenes Herrn, den sie erst kurze Zeit kannte, ihr Roß tummelte?

Und sie tummelte es im wahren Sinne des Worts, diese edel gezogene Enchentreß, welche sich so widerwillig Peitsche und Zügel beugte.

Die Stute drängte vorwärts, doch Semiramis versuchte ihre Ungeduld zu zügeln. Da blieb sie stehen und bohrte auf die Zügel.

„Warte!“

Miß Wright ließ sie die Peitsche ein wenig fühlen. Nun schwenkte sie ungeduldig mit dem Kopfe und stieg plötzlich kerzengerade in die Höhe, mit den Vorderbeinen in der Luft trommelnd. Semiramis, scharf nach vorn übergebeugt, in sich zusammengezogen, berührte um eine Gedankens Länge die Zweige der Bäume.

„Ha — ha — ungezogene Kreatur,“ rief sie lachend und gab dem unwirschen Tiere Luft. Alles vergeblich, stieg es noch einen Zoll, dann mußte es sich mit seiner Reiterin überschlagen.

„Donner — —, Miß Wright! Um Gotteswillen!“ rief Josel ängstlich.

„Was ist, Graf Jppenbühl?“

„Ich fürchtete — —“

„Fürchten Sie nichts!“ und ein Hieb sauste haarscharf auf das kastanienbraun goldige Fell der edlen Stute herab, der diese die Lancade, welche sie sich eben erlaubte, noch einmal wiederholen ließ, um sich dann, wütend ins Gebiß schäumend, dem eisernen Willen der Reiterin zu fügen.

„Kapital! Bravo, bravissimo!“

„Ich finde, dabei ist garnichts zu loben," sagte Semiramis gleichgültig, ihrem Pferde jetzt die Zügel mehr und mehr überlassend, so daß es im muntern Schritt neben der frommen Fella weiter ging. „Ich bin das von Jugend auf gewöhnt, in den Prärien groß geworden, ist mir ein ungezogenes Pferd nichts Neues."

„Und von da sind Sie direkt —?"

„Hierher importiert? O, nein, ich bin erst in verschiedenen Pensionaten in New York selbst gezügelt und dressiert worden. Meine Mutter war eine Portugiesin, eine drüben geborene, ihre Urgroßeltern waren schon eingewandert."

„So — also — —"

„Deshalb mein entschiedenes Auftreten, wollen Sie sagen. Nein, mein Herr Graf, ich glaube, ich hätte mich unter den Strahlen des Nordlichtes gerade so entwickelt wie unter der Sonne des Südens."

„Das wage ich zu bestreiten, der Mensch ist abhängig von dem Boden, auf dem er emporwächst."

„Im allgemeinen mag das richtig sein, aber ich," Semiramis reckte ihre an und für sich schon hohe Gestalt noch höher im Sattel empor, „ich hätte überall

so werden wollen, wie ich bin und folglich wäre ich es geworden."

„Dann allerdings — —" Joachim vollendete den Satz nur durch ein halb galantes, halb spöttisches Achselzucken und begleitete diese Bewegung mit dem dazu passenden Gesichtsausdruck.

„Das glauben Sie natürlich nicht, denn Sie trauen den Frauen nun einmal keine feste Willenskraft zu. Aber ich sage Ihnen, Graf Ippenbühl, es giebt Ausnahmen, und zu denen gehöre ich! — Avanti! — Traben wir an."

Josels Blicke hingen an dem seltsamen, von männlicher Festigkeit zeugenden Gesicht seiner Begleiterin.

Etwas wie Grauen beschlich ihn dabei, einem solchen weiblichen Wesen war er im Leben noch nicht begegnet und die Reihe der Frauen, mit denen er verkehrt, denen er näher gestanden hatte, war nicht kurz. Dabei stieg das Verlangen, sie zu besitzen, immer heftiger in ihm auf. Welcher Liebe war dieses fremdartige Wesen fähig, wenn ihr Herz einmal gesprochen hatte! — Aber — es stieg beängstigend in ihm auf, denn er wußte, daß Beständigkeit keine

seiner Tugenden war — welcher gehässigen Leidenschaft wäre sie auch fähig, wenn ihre Liebe, ihre Eitelkeit gekränkt würde?!

Er ließ Fella jetzt leicht die Schenkel fühlen; das gut gerittene Pferd folgte willenlos jedem Gedanken seines Reiters. Eins — zwei — drei — vier, eins — zwei — drei — vier — es war ein famoses Tempo, in welchem diese beiden, vorzüglich zugerittenen Pferde jetzt ihre Hufe mit dem weißen Sande des Thiergartens in Berührung brachten. — Josel kam sich wie im Himmel vor.

Semiramis wählte die einsamsten Wege. Kein Mensch, so weit das Auge reichte, nur das surrende Geräusch von der Hauptallee her, die geradlinig den Thiergarten durchschneidet, und das gedämpfte Bim — Bim der Pferdebahn drang bis hierher, Josel daran erinnnernd, daß er mit Semiramis nicht allein auf der Welt war.

Hier war's so himmlisch still. Kaum, daß die blätterlosen Zweige, vom leichten Luftzuge berührt, einmal an einander schlugen, kaum daß die Nadeln der Kiefern und Tannen sich berührten, dadurch ein lispelndes Tönen verursachend. Dafür aber ließ zu-

weilen ein Finkenhahn, der vor dem Weltgeräusch hierher flüchtete, sein glockenhelles „Pick — pick" erschallen und schwarzfiedrige Amseln huschten geheimnisvoll durch das dürre, raschelnde Laub.

Ja, geheimnisvoll erschien Josel hier alles! die Umgebung — jenes herrliche Mädchen, halb wilde Amazone, halb verkörperte züchtige Weiblichkeit, und vor allen Dingen er sich selbst. Was war nur über ihn gekommen? Was bewegte ihn nur eigentlich? War das die Liebe, jene tiefe, heilige Liebe, von der die Dichter singen — und — die er bis dahin verlachte — weil — er mußte es sich beschämt eingestehen — er sie bis jetzt noch nicht gekannt hatte?

„Herrliches, prächtiges Weib!" schwebte ihm mehr als einmal auf den Lippen, wenn er sie mit den Augen beinahe verschlang.

So sehr ihm das auch behagte, so oft auch der Gedanke in ihm aufstieg, seine feurige Erklärung noch einmal ruhig, mit innigen Worten zu ihren Ohren womöglich zu ihrem Herzen zu bringen, so fühlte er nach und nach doch den Drang, sich nicht allein dem Stückchen blauen Himmel da droben, den kahlen Bäumen und den im neckischen Zwiegezwitscher

von Ast zu Ast hüpfenden, sie stets begleitenden Finkenpaar zu zeigen. Seine Eitelkeit war doch wohl stärker wie seine Liebe.

Menschen! Menschen! Die Welt sollte sehen, in welcher Gesellschaft er ritt, ha, wenn er Semiramis bewegen könnte, einmal mit ihr im Tattersall zu reiten. An einem der geselligen Donnerstage, wo eine der Regimentsmusiken dort spielte. Das würde Aufsehen erregen — und ungünstig war es für ihn und die Beurteilung seiner Verhältnisse auch nicht, wenn man ihn in der Gesellschaft der reichen Amerikanerin sah.

Daß sie ungeheuer reich war, bezeugte das, was er von ihr sah zur Genüge und daß man das in Berlin bald ausfindig machte, das wußte er, dazu kannte er seine alte, gute neugierige Vaterstadt mit der feinen Spürnase für dergleichen Goldfische zu genau. Aber das hatte zwei Seiten. Mit einem Schlage war die Konkurrenz da, denn er war sicher, daß sich manche an sie heran drängen würden und das wollte er, wenn er auch selbstbewußt genug war, diese nicht gerade fürchten zu müssen, doch lieber nicht herausfordern.

„Stop! Stop!“ Semiramis verhielt plötzlich die Zügel und Enchentreß fiel sofort artig in Schritt, während Fella einen mächtigen Seitensprung machte, der Joachim beinahe aus dem Sattel verholfen hätte. Mrs. Wright verzog das Gesicht ein wenig spöttisch.

„Der Reiter reitet, nicht das Pferd, mein Herr Graf, das Pferd wird geritten.“

„Es kam so unverhofft, daß —“

„Leben Sie gesellig?“ fragte Semiramis, Josel kurz in das Wort fallend.

„Ich muß es mehr thun, als es meinem Geschmack entspricht.“

„Und das gestehen Sie so offen ein? Bei uns thut niemand, was nicht nach seinem Geschmack ist.“

„Glückliches Land! Wenn Sie sich aber einmal in einer Lebensstellung befinden, welche Geselligkeit erheischt, ich als angehender Diplomat —“

„Glauben Sie, wir hätten in Amerika keine angehenden Diplomaten? Lohnt es sich, hier in Berlin auszugehen?“

„Für Sie sicher, Miß Semiramis Wright,“ antwortete Josel, durch das absprechende Wesen seiner Dame gereizt, „denn Sie würden natürlich gefeiert

werden und das ist ja nun einmal bei den Frauen gleichbedeutend mit lohnend."

„Das könnte ich überall haben und habe es schon gehabt," entgegnete Semiramis gleichgültig, „aber freilich hier würde es doch anders sein, denn hier zu Lande bedeutet „feiern" Heiratsabsichten an den Tag legen und diese sind mir nun einmal zuwider."

„Aber wie können Sie so etwas mit ruhigster Miene behaupten!?"

„Ha — ha! bestand Ihr Feiern nicht darin, daß Sie mir sofort einen Heiratsantrag machten?!"

„Miß Semiramis, das — das ist etwas anderes, steht auf einem ganz, ganz andern Blatte. Ich liebe Sie, Ihre Erscheinung hat mich geblendet, Ihr Geist imponierte mir, ich war beim ersten Sehen gefangen, ich — Miß Semiramis heiraten Sie mich!"

„Aber teuerster Graf, das sagt jeder. Was glauben Sie, wie oft ich das schon hier in Europa, besonders aber in Deutschland gehört habe? Ihr Deutschen, das ist eben das Unglück, Ihr versteht nicht zu feiern, Ihr versteht nur zu heiraten. Das

ist aber gerade bei mir so wenig angebracht — ich will gefeiert werden, aber nicht heiraten."

Josel saß im Sattel, als wäre eine Wolke über ihm gebrochen, deren feuchter Niederschlag ihn bis auf die Haut durchnäßte. Er sprach kein Wort mehr, riegelte die Fella im Maule, klopfte erregt ihre Flanken mit den Schenkeln und nagte mit den Zähnen an seinem Schnurrbart.

„Seien Sie gut, Graf Ippenbühl," hörte er auf einmal Semiramis Stimme in einer so weichen und freundlichen Tonfärbung, wie er sie ihr niemals zugetraut hätte. „Sehen Sie, ich amüsiere, zerstreue mich gern, das kann man nun einmal nicht immer allein. Merken Sie wohl auf, ich sage nicht immer, denn oft bin ich selbst mein bester Causeur. Da führt uns das Schicksal zusammen. Mäßigen Sie doch Ihren Siegeseifer, seien Sie doch nicht so selbstüberzeugt, amüsieren Sie mich doch und amüsieren Sie sich selbst dabei, dann — mein Gott, das übrige findet sich nachher."

„Gern — gern!" rief Josel so laut, als ob er zu einer Tauben spräche, behagte ihm schon der Vordersatz, so begeisterte ihn geradezu der Nachsatz.

War darin nicht deutlich ausgesprochen, daß Semiramis einst doch die Seine werden würde und daß sie vorläufig nur umworben sein wollte?

„O Himmel!“ Semiramis seufzte tief. „Nun klammern Sie sich wieder an das, was vielleicht kommen kann. Ihr Deutschen habt es nun einmal an Euch, niemals der Gegenwart ganz zu leben, sondern stets den Blick in die Zukunft zu richten. Genießt doch das ‚Heute‘ und fragt nur in sofern nach dem ‚Morgen‘ als es die Vernunft verlangt.“

„Sie mögen recht haben, Miß Semiramis, aber soll man nicht stets das Ziel im Auge haben?“

„Für Euch giebt es keine Ziele, habt Ihr den Punkt erreicht, der Euch eben noch als der Himmel auf Erden erschien, so verlangt Ihr schon nach dem nächsten.“

„Miß Semiramis, das hieße in diesem speziellen Falle mir ‚Untreue‘, mindestens ‚Wankelmut‘ — ‚Unbeständigkeit‘, vorwerfen.“

Semiramis sah ihn ruhigen Blickes an.

„Und wer steht mir dafür, daß? — Doch ich verfalle in denselben Fehler, welchen ich eben an Ihnen rügte, ha — ha, denn ich stelle Sie mir vor,

ha — ha, sehe Ihr Zukunftsbild in den abscheulichsten Farben — und ich vergesse dabei ganz und gar, daß der Graf Ippenbühl, welcher jetzt neben mir reitet, ein netter, liebenswürdiger junger Kavalier ist, mit dem ich mich amüsieren will, und mit dem ich mich amüsieren kann."

„Miß Wright — Miß Semiramis — Sie — oh — Sie können einen verständigen Mann toll machen!"

„Um Gotteswillen nicht, Herr Graf, tolle Männer sind nicht liebenswürdig!"

„Quälen Sie mich doch nicht so namenlos. Sie schleudern mich ja aus einem russischen Dampfbade in das andere — und ich mag diese kannibalische Quälerei nun einmal nicht, ich kann sie nicht vertragen."

Semiramis lachte aus vollem Herzen. „Gut, ich will mich einer preußisch-reglementarischen Gleichmäßigkeit befleißigen."

„Ach ja." Josel seufzte erleichtert auf.

„Nun gut, so erzählen Sie von Ihrem Verkehr, vielleicht daß ich Lust bekomme, mich mit dieser oder jener Persönlichkeit bekannt zu machen. Ich bin nicht

nur eine sogenannte Herrendame und gehe auch sehr gern mit klugen, seelenvollen weiblichen Wesen um."

Die Sonne schien warm auf den von jedem unfreundlichen Luftzug abgeschlossenen Reitweg, die Wellen der Gemüter, welche vorher so stürmisch gingen, hatten sich beruhigt und Miß Semiramis und Josel ritten jetzt in behaglicher Stimmung dahin, während der letztere von seinem geselligen Treiben erzählte, wobei ihm die erstere aufmerksam zuhörte, Josel aber vorläufig, von dem was ihm an nächsten gelegen hätte, von seinen Angehörigen schwieg. Es trat eine Pause ein, Semiramis gab das Zeichen zu einem flotten Galopp und beide ritten weiter vorwärts.

„Mein Gott! Mein Herr! Das ist ja —"

Semiramis schrie vor Schrecken laut auf, denn in dem Augenblick, als sie mit Graf Ippenbühl an einem Kreuzpunkte zweier Wege anlangte, galoppierte ein junger Garde-Infanterie-Offizier den Seitenpfad heran, nur noch mit Mühe sein Pferd dicht neben dem von Miß Wright zügelnd, sodaß die Nase seines Rappen den Hals von Enchentreß berührte, die einen so heftigen Seitensprung that, daß eine weniger gute Reiterin wie Miß Semiramis sich sicher vom Sattel

getrennt haben würde. Eine Karambolage entstand und alle Drei hatten genug zu thun, ihre Pferde wieder zu beruhigen.

„So reitet man nicht, mein Herr!“ fuhr Semiramis, die Grenzen der Höflichkeit um ein Bedeutendes überschreitend, mit hochgerötetem Gesicht auf, indem ihre Nasenflügel in eine bebende Bewegung gerieten. Das südliche Blut ihrer Mutter wallte heftig in ihr auf; Josel staunte über diese so unmittelbar entfesselte Leidenschaft.

„Allerdings, meine Gnädigste,“ entgegnete der Offizier höflich aber fest, indem er die Hand zum Gruße an die Kopfbedeckung legte, „aber Sie wollen mir gütigst gestatten, Ihnen zu bemerken, daß dieser mir gemachte Vorwurf ebenso gut Sie wie mich trifft.“

„Mein Herr! Das wagen Sie mir zu sagen!?“

„Verzeihen Sie, Gnädigste, aber ich muß bei meiner eben gemachten Bemerkung unbedingt stehen bleiben. Graf Ippenbühl, Sie haben wohl die Güte, mich Ihrer Dame vorzustellen und werden demnächst ‚gewiß die Rolle meines Verteidigers‘ übernehmen.“

„Herr Baron von Zemtsch.“

Die Amerikanerin, noch immer erregt, neigte

kaum den Kopf gegen Adam, der mit verbindlichem Gruße davon ritt, jetzt dieselbe Richtung verfolgend wie Josel und seine stolze Begleiterin.

„Unverschämt — und mit welcher beleidigenden Beharrlichkeit er auf seinem vermeintlichen Rechte bestand!"

„Das lieben Sie ja, das gehört ja nach Ihrer Ansicht, meine Gnädigste, zur Männlichkeit!"

Semiramis zuckte die Achseln und hatte keine Erwiderung.

„Ja, ja," sagte Graf Ippenbühl lächelnd vor sich hin. „Ersehnt, gepriesen und wenn diese vielbesprochene männliche Festigkeit die Lanzenspitze gegen die Repräsentantin des zarten Geschlechts kehrt, verletzt sie doch. Als Grundsatz ausgesprochen, nimmt sich manches ganz gut aus, während es in der Anwendung seine scharfen Ecken recht empfindlich fühlen läßt."

„Er sitzt übrigens gut im Sattel," bemerkte Semiramis, Herrn von Zemtsch nachblickend. Josel schwieg und reckte sich selbst zurecht. „Wie hieß er?"

„Er hieß und heißt noch Adam von Zemtsch," antwortete Ippenbühl leicht gereizt.

„So?“ Semiramis blickte dem Adjutanten noch lange nach. Seine Züge waren ihrem Gedächtnis entfallen, nur so viel hatte sich ihr eingeprägt, daß er ein frisches, von Gesundheit strotzendes Gesicht, lebhafte, kluge Augen und einen langen blonden Schnurrbart besaß, welchem der helle winterliche Sonnenschein das Ansehen von gesponnenem Golde gegeben hatte. Und wie fest und mit welcher wohltönenden Stimme er gesprochen hatte. Charakter lag in seinen Worten sowie in seinem Gesichtsausdruck und hatte Baron Zemtsch auch im Anfange den Zorn der verwöhnten Dame erregt, so besänftigten sich die hochgehenden Wogen ihres Gemüts bereits und sie fand ein gewisses Vergnügen in dieser Begegnung.

„Ist er im Umgange angenehm?“

„Wer?“

„Wer? Nun, dieser Baron — Baron Zemtsch!?“

„Oh ja.“

„Das klingt sehr fraglich. Mögen Sie ihn nicht?“

„Oh.“

„Ha — ha — ha — sagen Sie's mir heraus, Sie haben etwas gegen ihn.“

„Nein, wirklich nicht."

Sie ritten weiter. Graf Ippenbühl war bald auffallend schweigsam, bald suchte er durch doppelte Lebhaftigkeit die Aufmerksamkeit seiner Dame zu fesseln. Neben der Mißstimmung, daß Baron Zemtsch überhaupt mit Miß Wright zusammen gekommen war, hatte der Gedanke, daß dieser natürlich Dora und den Eltern Mitteilung von dieser Begegnung machen würde, etwas Unbehagliches für ihn. Fragen über die Amerikanerin konnten nicht ausbleiben, diese aber hätte er vorläufig gern vermieden. Erst wollte er der jungen Dame sicher sein.

Semiramis beugte sich lächelnd nach vorn und klopfte den Hals ihres Pferdes. Es war komisch, aber sie konnte nicht daran zweifeln, daß Graf Ippenbühl eine eifersüchtige Regung empfand. Das belustigte sie. Vielleicht, daß sie noch einmal mit Baron Zemtsch zusammenkam. Das Leben in Berlin, welches ihr, wenn auch mehr oder weniger aus eigenem Willen bis jetzt so einförmig dahin geflossen war, konnte vielleicht doch noch ganz unterhaltend werden.

„So, Graf Ippenbühl, nun ist's genug der Idylle, auf, dahin wo Leben herrscht!" rief Semiramis

plötzlich, ließ Enchentreß die Gerte fühlen und ritt, unbekümmert um ihren Begleiter, der Siegesallee zu. Wenn auch widerwillig, folgte Josel, dem der Gedanke nicht fern lag, daß Miß Wright dem Baron Zemtsch noch einmal zu begegnen hoffte.

Mit einem Schlage lag die Welt verändert vor ihnen da: Wagen neben Wagen, Reiter in Uniform und in Civil, Damen mehr oder minder gewandt im Sattel sitzend, Fußgänger ohne Ende. Menschenschlangen schienen auf beiden Seiten des prächtigen Lustganges, welcher durch die goldfunkelnde, mächtige Siegessäule seinen malerischen Abschluß findet, dahin zu wallen.

Josel schwankte jetzt zwischen dem Gefühl des Stolzes, sich zu Pferde neben dieser kühnen Reiterin zu zeigen und dem des Mißbehagens, die Blicke der Neugierigen auf sich und seine Begleiterin zu lenken. Endlich siegte das erstere.

„Da ist er wieder!“ rief Semiramis.

„Wer, wenn ich fragen darf?“

„Nun, der junge Gardeoffizier mit seiner echt preußischen Grobheit.“ Ippenbühl biß sich auf die Lippen.

„Nun, haben Sie kein Wort der Verteidigung für Ihren Landsmann, oder halten Sie das Prädikat, welches ich ihm gab, für eine Schmeichelei?"

„Das nicht, aber ich interessiere mich zu wenig für Baron Zemtsch, als daß ich Veranlassung sähe, mich als seinen Verteidiger aufzuwerfen. Und soll ich mich denn immer Ihnen gegenüber in Widersprüchen bewegen?"

„Ein dem andern wildfremder Amerikaner hätte das nicht auf seinem Landsmanne sitzen lassen und Widersprüche sind oft angenehmer als ewige Zustimmung, drückten sie sich auch nur durch Schweigen aus. Wer sind die Damen, neben deren Wagen Baron — dieser zungenbrecherische Name — Baron Zemtsch kokettiert?"

„Meine Schwester Dora und eine Freundin von ihr, Frau Keller," entfuhr es Josel. Doch kaum hatte er es gesagt, so gereute es ihn. Plötzlich zuckte es boshaft über sein Gesicht: „Die Aufmerksamkeiten des jungen Herrn gelten meiner Schwester."

Semiramis verstand ihn, aber keine Miene ihres Gesichts verriet ihre Gedanken und geschickt lenkte sie ihr Pferd so, daß sie dicht neben dem Wagen vorüberritt.

„Er grüßt — kostbar. Ihr Fräulein Schwester scheint hübsch zu sein. Sie sieht Ihnen ähnlich, Graf.“

„Danke gehorsamst.“

„Ach so, Sie nehmen das für ein Kompliment für sich?“

„Sie verstehen vorzüglich mit einer Hand zu geben, Miß Semiramis, um mit der andern wieder zu nehmen. Seine Majestät der Kaiser!“ rief Josel plötzlich voller patriotischer Erregung, hielt sein Pferd an, kehrte es dem Monarchen zu, reckte sich im Sattel und zog den Hut, während Semiramis ohne Gruß weiter ritt.

Das hastige Gedränge, welches den Wagen Seiner Majestät umwogte, das anhaltende Schwenken der Tücher und Hüte, was Fella in einem Grade beunruhigte, sodaß Josel Mühe hätte, sie wieder zur Vernunft zu bringen, ließen es ihn vergessen, Miß Wright auf das Unpassende ihrer Handlungsweise aufmerksam zu machen und sie über die herrschende Landessitte, daß auch Damen den Landesfürsten grüßen, zu belehren.

Als sie endlich wieder neben einander ritten und den Heimweg einschlugen, verwickelte Semiramis Josel

in ein so lebhaftes Gespräch, daß er auch jetzt keine Gelegenheit fand, seiner Ansicht in dieser Beziehung Ausdruck zu geben.

„Das war ja Josel — zu Pferde — und in Begleitung einer Dame!?“ wandte sich Dora erstaunt an Adam Zemtsch.

„Ich habe beide schon vorher in einem stillen Viertel des Thiergartens gesehen,“ entgegnete dieser und erzählte lachend seine Begegnung und den Wortstreit, welcher sich daraus entwickelt hatte. „Feuer und Flamme war die Schöne, mir Unbekannte! Funken sprühte sie, kann ich Ihnen sagen, Comtesse!“ setzte er lachend hinzu.

„Das ist sonderbar. Kein Sterbenswörtchen weiß ich von dieser Fremden. Josel sagt mir doch sonst alles.“ Dora bemerkte das eigentümliche Lächeln nicht, welches Adams Lippen bei den letzten Worten umspielte; er wußte es besser, daß es recht vieles gab, was Josel seiner Schwester verschwieg.

„Da muß ich ihn doch gleich fragen,“ fuhr sie fort. „Wenn Sie ihn früher sprechen sollten, Herr von Zemtsch, so müssen Sie näheres erfahren und es mir mitteilen.“

„Gewiß, Comtesse," versicherte Adam, obgleich er überzeugt war, dem jungen Grafen Ippenbühl nicht früher als Dora zu begegnen. Der Zufall fügte nur selten ein Zusammentreffen und aufsuchen that er ihn nie, denn er fühlte sich nicht sonderlich zu ihm hingezogen.

„Verzeih, Maria, diese Begegnung mit Josel und seiner Begleiterin hatte mich so in Anspruch genommen, daß ich Dich darüber ganz vergessen habe."

„Aber, Herzens Dörtel!"

„Ist es Dir auch nicht zu kühl?"

„Nein, nein."

„Aber die Decke ist von den Knieen gerutscht. So, nun liegt sie wieder. Wenn Du Dich erkältet hättest, ich wäre außer mir, Onkel Feo würde schön böse auf mich sein. Wir fahren nun nach Haus. Es ist besser für Dich, obgleich —"

„Du noch gern hier bleiben möchtest?"

„Nun ja, nur um unserem lieben Kaiser noch einmal zu begegnen, dieses Zugefallengehen ist ja Gott sei Dank erlaubt."

Frau Maria Keller war's zufrieden und bald hatten sie auch das Glück noch einmal an dem greisen

Monarchen vorüber zu fahren und einen gnädigen Gruß von ihm zu erhalten.

„Ach, war das schön, Maria! Nun bin ich für den ganzen Tag vergnügt! Wenn er uns nur noch recht, recht lange erhalten bleibt!“

„Das gebe Gott!“ stimmten Maria und Adam ein.

„Vergessen Sie mir Josel nicht, Sie wissen schon,“ waren Doras letzte Worte an Herrn von Zemtsch, als er sich am Brandenburgerthor von ihnen verabschiedete. Ein unbestimmtes Etwas sagte ihr, daß es Josel nicht angenehm war, ihr in Begleitung dieser Dame begegnet zu sein. Sein kühler Gruß hatte es ihr verraten. „Sollte er ein Geheimnis vor mir haben?“ Aber das gerade reizte ihre Neugier; auf alle Fälle nahm sie sich jedoch vor, ihren Eltern gegenüber von dieser Begegnung nicht zu sprechen.

„Nun, Du bist so schweigsam, Taube?“

„Ich? O, man denkt auch einmal gern über etwas nach.“

„Ha — ha —“ Maria lachte. „Bei Dir ist man das nicht gewohnt. Zemtsch sah übrigens charmant zu Pferde aus.“

„Gewiß.“

Das klang so gleichgültig, daß es Maria wunderte, an den flotten, jungen Gardeoffizier dachte sie demnach nicht, was am Ende doch das Natürlichste gewesen wäre.

„Weißt Du, Schatz," fuhr Dora jetzt fort, „ich möchte gar zu gern wissen, mit wem Josel eben ritt?"

„Aha, Neugierig ist meine kleine Freundin."

„Natürlich. Warum sollte ich's nicht, und wenn man nur einen Bruder hat —"

Maria schwieg eine Weile. „Kind," sagte sie endlich, „ich finde das bei einer zärtlichen Schwester, wie Du eine bist, natürlich, aber ich weiß nicht, ob diese Neugier, oder nennen wir's lieber Teilnahme, den Herrn Brüdern immer angenehm ist."

„Siehst Du, Maria, dasselbe dachte ich auch — und deshalb —"

„Dieses sorgenvolle Schweigen. Aber Du brauchst Dich nicht zu bangen, diese Dame sah sehr distinguiert aus, und das lieben unsere Herren. Aber selbst in diesem Falle thut man besser abzuwarten, bis die Herren Brüder uns selbst in das Vertrauen ziehen."

„O, Du kluge erfahrene Person!"

„Wenn man drei flotte Brüder hat," bemerkte

Frau Maria Keller lächelnd. „Da sind wir — und da stehen Fedor und die Kinder — die Kinder!"

„Mama! Mama! Tante Dorle! Tante Dorle!" klang es von der Thür her.

Keller trat an den Wagenschlag und öffnete ihn.

„Herzlichen Dank, Dorle, daß Du Maria begleitet hast."

„Dank? Ich muß danken. Es war herrlich und wenn Maria sich erkältet haben sollte, so bekomme ich die Strafpredigt, und nicht sie, denn ich war der Nimmersatt, der nicht genug bekommen konnte."

Frau Keller stieg aus und der Wagen brachte Dora nach Hause.

„Wenn ich nur wüßte — ach, ich muß es doch erfahren," dachte Dorle, sie war nun einmal neugierig und hatte ja nur einen Bruder, an dem ihr ganzes Herz hing.

Adam Zemtsch ritt langsam nach Hause. Ein freundliches Lächeln umspielte seinen hübschen Mund.

„Wenn man Glück hat. Josel denkt natürlich, daß mich nicht der Zufall mit Dorchen zusammenführte. Ha — ha, was wären Liebende ohne ihn!?

Eine famose Erfindung dieser freundliche Herr Zufall!“

Beim Weiterreiten dachte er an Jochem und da war es nur natürlich, daß auch das Bild dieser fremden Dame in sein Gedächtnis zurückkehrte.

„Wo mag er diese exotische Pflanze aufgetrieben haben? denn eine solche war es jedenfalls.“

Und er sah sie mit seltenem Anstand im Sattel sitzen, erblickte noch einmal diese zornblitzenden Augen und hörte ihre aufgeregte Stimme.

„Welcher sonderbare Klang — wie ein Baryton, der über eine große Tiefe und zugleich über eine ausnahmsweise Höhe zu verfügen hat. Sie schalt musikalisch —“

Adam schärfte seine Gehörnerven, als ob er einem fernen Geräusch lauschte.

„Nichts Keifendes, nichts Unfeines lag in ihrer heftigen Art — nur ungezügelte Leidenschaft — Temperament. — Ja so ein Temperament, wie es unsere deutschen Frauen nicht besitzen. Wenn ich mir Dorle an ihrer Stelle denke. — Dorle — ha — ha. Sie hätte laut aufgeschrieen und vielleicht um Entschuldigung gebeten — das liebe Dörtel.“

Josel Ippenbühl lag am nächsten Mittag lang ausgestreckt auf dem Sofa. Die Beine, das Kreuz, der ganze Körper thaten ihm weh. —

„Wenn man so lange nicht auf dem Gaule gesessen hat — ah — ah. —" Er reckte sich und versuchte zu schlafen. „Nee, dat jeht nu nich." Langsam sich erhebend, trat er ans Fenster und schaute auf das für ihn so alltägliche Straßengetriebe hinab.

„Ooh — oh —" er dehnte sich wieder und klopfte sich mit der flachen Hand auf die Brust. „Hier sitzt's — hier — dieses Mädchen — diese Amazone — weiß Gott, so wie mir muß es dem Vesuv eine Stunde vor der Eruption zu Mute sein." Er überlegte — „Ich möchte — ich — ja warum soll ich eigentlich nicht? — Natürlich — gar keine Frage." —

Heute kleidete sich Josel ungewöhnlich schnell an, und da saß er schon in der Droschke.

„Thiergartenstraße —"

„Ich weeß schon," war die lächelnde Antwort des Kutschers.

„Sie wissen schon?"

„Nadierlich, doch Nummer 40 — habe den

Herrn Jrafen ja schon zwemal jefahren — habe ja hier meine Haltestelle.“

Josel lächelte. „Gute Vorbedeutung. — Man wird in solchen Fällen abergläubisch. — Sie nimmt mich an, ich wette.“

Der Weg dünkte ihn endlos, obgleich der Kutscher gut zufuhr.

„Wette gewonnen!“ damit trat Josel bei Miß Wright ein.

„Ge — wonnen? Wette?“ fragte Semiramis erstaunt. Josel erzählte das Wort des Rosselenkers, was ihm so prophetisch geklungen hatte. Semiramis lächelte fein. „Sie sagten sich demnach, als Sie zu mir fahren wollten, daß es eigentlich in der Ordnung wäre, wenn ich Sie nicht annähme?“

„Aber —“

„Still — so ist es. Und das ist mir lieb.“

„Lieb?“

„Ja, es zeugt doch in gewissem Grade von einer gewissen Einsicht.“

„Aber —“

„Wenn Sie ihr auch nicht immer Gehör geben. Nun sind Sie aber einmal hier und ich —“

„Füge mich in das Unvermeidliche. Ha — ha —“

„So ist es — und bitte zu erlauben, daß ich mich in meinen Gewohnheiten nicht stören lasse —“

„Als Amerikanerin — natürlich,“ spöttelte Josel.

„Und mein Lunch nicht kalt werden lasse.“

„Bei Leibe nicht!“

„Ha — ha — ha — natürlich, ein Lunch kalt werden zu lassen, erscheint dem ideal angelegten Herrn der Schöpfung als ein Kriminalfall.“

„Wenigstens wenn Sie Lust haben mit zu lunchen.“

Semiramis legte ihren Arm in den Josels.

„Kommen Sie.“

„O Gott, o Gott, o Gott!“

„Ja was ist Ihnen denn!?“

„Ich bin baff!“

„Baff?!“

„Ja, weil es hier so reizend ist — und — —“

„Die Beefsteaks so vor —“

„Nein, Sie am aller aller reizendsten Semiramis! Ich habe Blau immer geliebt, aber jetzt —“

„Jetzt lassen Sie Ihr Beefsteak nicht zäh werden, sondern essen Sie.“

„Man kann doch beides vereinigen, das Beefsteak verzehren und Sie — —"

„Ärgern Sie mich nicht. Eine alte Regel sagt, daß man alles Unangenehme vom Tisch verbannen muß. Nehmen Sie Portwein oder Sherry?"

„Beides!"

Josel schmeckte es famos und Semiramis dachte lächelnd, daß die rasende Liebe, welche er ihr aus- und unausgesprochen versicherte, seinem Appetit keinen Abbruch that. — Ein seltener Fall, doch die Liebe hatte ja bekanntlich unzählige Variationen.

Es war aber auch für jemand, der Kenner war, wie Josel, ein Hochgenuß, so, in dieser Umgebung und solcher Gesellschaft zu speisen. Dieses Silber, diese prächtigen Rechauds, unter deren schweren silbernen Deckeln es so verführerisch brodelte und denen, wenn man sie lüftete, so würzige Düfte entstiegen. Diese Saucen, diese Pickles, dazu die gerösteten Schinkenschnitten, die gebackenen Eier, die Getränke — das ganze undefinierbare Etwas! So konnte man nur in einem amerikanischen Hause frühstücken!

Semiramis lächelte.

„Wissen Sie, Miß Wright, ich möchte wirklich Amerikaner sein.“

„Ha — ha — veranlaßt Sie mein Lunch zu diesem Wunsche?“

„Nun eigentlich —.“

„Sehr schmeichelhaft für uns. Ich möchte keine Deutsche sein, wenn ein deutscher Mann deshalb —“

„Aber wenn Sie nun eine halbe würden? —“

„Halbe? Sie denken, wenn ich — ha — ha — ha — ha — wenn ich — heiratete?“

Josel bemerkte wohl, daß sie das „Sie“ verschluckte, nahm es aber nicht übel.

„Nun ja.“

„So bliebe ich doch Amerikanerin. Das ist der Unterschied, der Deutsche geht in uns auf — wir nie in ihm.“

„Semiramis — meinetwegen — ich — ich — ginge in Ihnen auf — wenn — —“

„Wenn Sie nicht von etwas anderem sprechen, stehe ich auf und ich bin noch lange nicht gesättigt.“

„Wenn Sie mich vor diese Alternative stellen, so wäre es freilich grausam von mir, nicht zu schweigen.“

„Wo stammen Sie her?“ fragte Semiramis unvermittelt.

„Aus Berlin — unverfälschter Spreeathener.“

„Ach ich meine ihre Familie?“

„Eigentlich aus Württemberg, wir sind aber schon über fünfhundert Jahre in der Provinz ansässig.“

„Wie heißt Ihr Gut?“

„Mein Gut?“

„Nun ja, wenn Sie ansässig sind?“

„Wir nicht mehr, meine Vorfahren waren es.“

Semiramis zuckte etwas verächtlich die Achseln.

„So? Nun ja, ich muß mich erst daran gewöhnen, daß die guten Deutschen immer noch mit Zahlen rechnen, die schon vor Jahrhunderten von der Bildfläche verschwunden sind.“

„Allerdings ist das Gefühl für die Tradition bei uns Deutschen, besonders bei dem Adel, stark entwickelt.“

„Ich bin hier fremd, aber der Fremde hat oft einen ungetrübteren Blick für die bestehenden Verhältnisse als der Angesessene. Ich glaube, der Adel thäte besser etwas mehr von der Vergangenheit zu vergessen und dafür mehr mit der Gegenwart zu rechnen.“

„Ja bei Gott, das thäte er!“ sagte Josel seufzend.

„In Amerika fragt niemand nach dem Großvater. Man fragt nicht: Was waren die und die? sondern was sind sie?“

„Sehr weise.“

„Nun und so sage ich, was ist Ihr Herr Vater?“

Josel mußte wohl oder übel von seinen Eltern und seiner Schwester erzählen, wagte es jedoch nicht, eine Aufforderung an Miß Wright, dieselben aufzusuchen, einfließen zu lassen. — Seine Mutter liebte solche unaufgeklärten Verhältnisse nicht und trat allem Ausländischen mit großer, ja oft sogar etwas übertriebener Vorsicht entgegen, was Josel in diesem besonderen Falle mehr als unangenehm gewesen wäre.

„Nun und jener junge Heißsporn von der — Ja — r — de —?“ spöttelte Semiramis.

„Ja — r — de —? Sie können das ja famos, als ob Sie Unter den Linden groß geworden wären. Baron Zemtsch, der Adjutant meines Vaters.“

„So — so — also natürlich einwenig der Verehrer Ihres Fräulein Schwester.“

„Leider nicht nur ein wenig, sondern — stark.“

Josel betonte das stark besonders. Semiramis sollte das recht begreifen.

Der Lunch war beendet, Kaffee und Cigarren kamen.

„Es ist zwei Uhr, Graf. Um zwei Uhr ruhe ich mich aus. Sie sind kühn im Überfall — und ich — —“

„Still — ich verstehe.“ — Er nahm den Hut.

„Bitte — keinen Handkuß.“

„Ach so. Leben Sie wohl, Miß Semiramis Wright, Dame mit dem stolzen Namen!“ rief Josel theatralisch.

„Addio.“

Sie neigte sich lächelnd und sah bezaubernd aus. Diese kleine Abschiedskomödie erheiterte sie sichtbar.

„Bei ‚uns‘ — sagt man auf Wiedersehen!“

Josel war verschwunden und hörte auf dem Vorsaal noch Semiramis tiefes und doch so glockenhelles Lachen.

Viertes Kapitel.

Zum Kummer der Frau Geheimrätin Wenkstern und zu noch größerem von Claire du Venille hatte die Familie des Grafen Ippenbühl bis jetzt noch keine Annäherung versucht.

„Schade,“ meinte Claire, „wenn mich auch diese militärischen Kreise wenig interessieren, so muß doch der wahrhaft gebildete Mensch bestrebt sein, alle Schichten der menschlichen Gesellschaft kennen zu lernen. Ab und zu trifft man selbst in diesem uniformierten Einerlei eine interessante Persönlichkeit.“ Mademoiselle du Venille lehnte sich dabei hochmütig in den Sessel zurück und schaute zum Fenster, von wo aus sie leider nur die Dächer der gegenüberliegenden Häuser und nicht die Straße überblicken konnte.

„Gewiß mein Kind,“ stimmte ihr die Geheimrätin bei, obgleich sie recht gut wußte, daß ihrer

„kleinen“ Claire jeder Lieutenant, im besonderen aber die Premiers im höchsten Grade interessante Persönlichkeiten waren. „Und für Dich, gerade für Dich, meine Süße, wäre es so wichtig, Du siehst etwas anderes, Dir stößt eine verwendbare Figur, eine überraschende Situation auf, welche Du gelegentlich verwerten kannst.“

„Ach deshalb!“ rief Claire achselzuckend, „wenn meine Phantasie nicht weiter ginge als bis zur Bildung eines Lieutenants! So einen Lieutenant schüttele ich aus den Ärmeln und die Situationen, in welche diese Herren geraten, stehen so deutlich vor meiner Seele, als hätte ich sie alle selbst durchgemacht.“

„Soo? — Ja, ja,“ ließ Frau Paula Wenkstern etwas befremdet fallen. „Ein so begabtes Geschöpf wie Du, ma petite.“

Claire sündigte heimlich mit der Feder, vorläufig allerdings, ohne bis jetzt des Glückes teilhaftig geworden zu sein, sich unter ihrem Pseudonym „du Claire-Ellinor“, gedruckt zu sehen.

Ihre Plaudereien und Essays waren ihrer Meinung nach zu geistreich, ihre Frühlingsgedichte

zu zart, die Novellen zu tief empfunden und die Trauerspiele zu heroisch, als daß diejenigen professionierten Lohnschreiber, welche über ihre Annahme zu entscheiden hatten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Verständnis dafür besaßen, es wagen durften, sie dem Lesepöbel zu bieten.

Zu zart besaitet, um alle Zurückweisungen auf sich zu nehmen, gingen ihre Handschriften unter dem Namen der Geheimrätin aus und ein. Eine verheiratete Frau konnte ihrer Ansicht nach viel leichter einen „moralischen Puff“ vertragen als ein junges Mädchen.

„Man versteht mich nicht, goldene Tante, ich werde mich bemühen müssen der Zeitrichtung zu huldigen. Originalität, wie ich sie besitze, ist heutzutage in dieser alles nivellierenden Epoche des menschlichen Daseins eben nicht mehr aufrecht zu erhalten.“

„Meinst Du, meine Liebe?“ fragte Tante Paula, dabei über die Hornbrille hinwegsehend, welche sie der Bequemlichkeit und der Druckflecke an der Nase wegen im stillen Kämmerlein trug, während in Gesellschaften, des schneidigen Aussehens halber, der

Doppelklemmer in Gebrauch kam. Es lag etwas so Verständnisloses in dieser Frage, was Claire geradezu empörte.

„Ja, ich meine,“ gab sie deshalb ungezogen zurück.

„Nun und welche Vorbilder willst Du Dir wählen?“

„Zola — Zola! Ich werde ihn noch übertreffen! Realismus — Naturalismus steht heute auf der Fahne, zu welcher das Volk achtungsvoll aufblickt, und welche Geld einbringt.“

So sehr auch die Verwirklichung der letzteren Ansicht den Wünschen der Tante Paula entsprach, denn der leidige Geldmangel war es ja, welcher ihr stolzes Sein so oft in den Staub gezogen hatte, so konnte sie sich der Bedenken gegen diese plötzliche, auftauchende Neigung ihrer lieben Nichte zum Zolaismus nicht erwehren.

Aber sie hütete sich wohl ihr hinderlich in den Weg zu treten, jeden Mißerfolg auf einem anderen Gebiete hätte sie zehnfach büßen müssen. Sie hatte sie sich nun einmal über den Kopf wachsen lassen, das kleine, liebe Pflegetöchterchen Claire du Venille. Nun war daran nichts mehr zu ändern, und am

Ende mußte doch eine Sprossin dieses erlauchten Stammes ihr Genie die Wege wandeln lassen, welches dieses eben einschlug.

„Schreibe ganz wie es Dir Deine Neigungen gebieterisch aufzwingen, liebe Claire!“

„Tante — Tante! Neigungen? Aufdringen? Zola! Ach! Wie kannst Du so etwas sagen — nun Du hast ihn nicht gelesen, das ist Deine Entschuldigung.“

„Aber Du sagtest doch —“

„Ich werde mich zwingen, ihm nachzueifern, zwingen, weil die Zeit es gebieterisch von dem frei denkenden Weibe verlangt, gleichgültig ob dieses Weib innerlich mit seiner Zeit einverstanden ist oder nicht.“

„Armes Kind, welche Opfer mußt Du da wieder bringen.“

„Ohne Opfer kein Resultat, Tante,“ rief Claire, und zog nun ungeniert „Nana“ aus ihrem Nähtische hervor, die sie schon heimlich halb durchjagt hatte. Frau Paula Wenkstern würde es sich nie verziehen haben, hätte sie ihre Nichte, deren Genie sie Rechnung tragen mußte, deren Talent sich schon noch Bahn

brechen würde, insofern nicht alle Gerechtigkeit aus der Welt verschwunden war, in ihren Vorstudien zum Fluge des Adlers zu der Sonne stören wollen.

Claire's Wangen glühten, ihre Augen sprühten Funken. Leider hatte die verliebte Tante nur selten Gelegenheit, in diese Augen zu blicken, denn sie hielt sie zu gespannt auf das Buch geheftet. „Sie sieht jetzt bildhübsch aus," dachte Frau Wenkstern, „Zola steht ihr gut, sie muß ihn immer lesen."

„Ich fahre heute abend ins Residenztheater," war das erste Wort, welches Claire wieder nach langem Schweigen sprach. „Da sieht man doch noch wirkliches, großstädtisches Leben! Da tändeln doch nicht nur Hans und Grete auf der Bühne umher! Wahrheit, lauter Wahrheit! Frauen und was für Frauen treten da in Aktion!"

„Gut, wir wollen hingehen."

„Du willst auch mit, Tante? Nun mir soll's recht sein."

Während Claire du Venille am Abend kein Auge von der Bühne wandte, wußte Frau Geheimrätin Wenkstern, geborene du Venille kaum, wo sie

vor Scham hinsehen sollte. Da hagelte es ja Ehebrüche! Und mit welchem Eklat!

„Großartig, pikant, geistreich, dabei so leicht geschürzt, so echt französisch," hauchte Claire mit verhimmelndem Ausdruck, während sich die Geheimrätin nervös die englischen Schmachtlocken, die sie zu sehr echauffierten, von den Wangen schob, dabei zuweilen in das stark duftende Spitzentaschentuch hüstelnd.

Tante Wenkstern besuchte nur selten die Theater, sie waren zu teuer und ihre Zeit gemessen, denn auch sie verfolgte wie ihre Nichte „höhere" Zwecke, wenn auch anderer Art. Das Feld der Geheimrätin war das der Wohlthätigkeit, insofern sie durch die Zeitungen den Weg in die Öffentlichkeit fand, sie selbst aber mit hohen, höheren und womöglich den Höchsten Herrschaften in Beziehungen brachte und vollzögen sich dieselben auch nur vor den Augen des Publikums auf dem geduldigen Zeitungspapiere.

„Schon wieder ein Bazar in Aussicht, einzige Claire! Fast übersteigt es meine Kräfte — aber ich weiß ja, ich kann es ja nicht ausschlagen," wandte sie sich am Nachmittage nach der Theatervorstellung an ihre Nichte.

Claire war abscheulich genug, auch nicht ein Wort des Trostes oder gar der Aufmunterung in Bereitschaft zu haben, ja sie antwortete garnicht.

„Nun muß ich doch zuerst zu Ippenbühls gehen.“

„Soo?“ Claire sah erstaunt von ihrem Buche auf.

„Die Gräfin ist im Vorstand, da giebt es manches zu besprechen.“ Frau Paula zog ihr ein und alles, das gute schwarze „Atlas“ an, setzte ihren anspruchsvollsten Hut erster Garnitur auf und rauschte zu Ippenbühls.

„Frau Geheimrätin Wenkstern,“ meldete der Bursche der Frau Gräfin Ippenbühl.

„Gott's Himmeldonnerwetter!“ schimpfte der Oberst und verschwand in seinem Zimmer.

„Abscheulich, jetzt gerade, wo wir im besten Zuge mit den Briefmarken waren!“ klagte Dora Herrn von Zemtsch gegenüber, dabei mit dessen Hülfe das Album, die ausgebreiteten Marken, Leim und Pinsel zusammenraffend, um gefolgt von Adam das sogenannte Kinderzimmer aufzusuchen.

Die beiden jungen Leute saßen sich nun plötzlich allein gegenüber und sahen sich ein wenig verlegen an, dann aber vermochten sie einen Heiterkeitsaus-

bruch kaum zu unterdrücken. Schöner konnten sie sich's garnicht wünschen; unter vier Augen ließen sich diese ganz besonders verschmitzten Marken, meist Mexikaner, wo eine der andern fast gleicht, viel besser bestimmen und einkleben.

„Haben Sie Josel gesehen?" fragte Dora zwischendurch.

„Keine Spur."

„Also wissen Sie nicht, wer die Dame ist?"

„Keine Ahnung."

„Josel will's mir auch nicht sagen und — ich soll's den Eltern nicht verraten; nun habe ich Maria Keller erst stempeln müssen zu schweigen, verschnappen Sie sich nur nicht, ich hasse Heimlichkeiten und solche halben Lügereien sind mir geradezu abscheulich, aber was thut man nicht seinem einzigen Bruder zu Liebe?"

Dora sprach so innig, ihr Blick nahm einen so zärtlichen Ausdruck an, daß Adams Herz beinahe etwas wie Eifersucht darüber empfand. Hätten diese Worte, die Blicke doch ihm gegolten.

Aber er lächelte still in sich hinein, das konnte er als alter, guter Hausfreund, der vor nicht allzu-

langer Zeit noch die Rolle des Bonbonorakels gespielt hatte, ja garnicht verlangen.

„Aber Comtesse — da haben Sie ja falsch eingeklebt. Die Rote gehört dahin, die grüne Gewässerte kommt erst auf die nächste Seite."

„Ach diese Dame macht mich noch ganz verdreht. Ich möchte sie gern kennen lernen — hübsch ist sie, was?"

„Ich glaube wohl."

„Ach gehen Sie doch, das wissen Sie ja ganz genau."

„Auf Wort nicht, auf Wort." Es klopfte leise an die Thür.

„Herein —"

„N' Abend."

„Ach, Onkel Keller! Ist Maria etwa kränker?"

„Gottlob nein. Kann ich denn nicht auch einmal so kommen, ohne eine Trauerbotschaft zu bringen? Ich wollte nur 'mal sehen, wie's hier ausschaut."

„Gut, gut, Gott sei Dank."

„Und unberufen, mußt Du hinzusetzen und dreimal unter den Tisch klopfen."

„Die Herren kennen sich doch — Herr von Zemtsch, unser Adjutant."

„Ei versteht sich, wie werden wir uns nicht kennen, wir haben uns doch schon so oft hier getroffen."

„Bst — bst — um Gotteswillen, die Geheimrätin Wenkstern ist ja bei Mama, daran habe ich ja garnicht gedacht."

„Die Geheimrätin Wenkstern!? Da gilt es leise sprechen." Das thaten die drei auch und obgleich Adam ungehalten war, daß Herr Keller sie störte, weil er sich viel lieber mit Dora allein unterhalten hätte, so vertrieben sie sich die Zeit doch recht angenehm, auf alle Fälle weit besser, als die Gräfin mit der Geheimrätin.

Frau Paula Wenkstern gehörte zu der Klasse von Damen, welche als „Geheimrätin" für Berlin typisch sind: Gerade Haltung, scharf geschnittenes Profil, energischer Gesichtsausdruck, geschlossener Mund, wichtige Miene, als wenn sie die Fähigkeit besäße, die ganze Welt zu beraten, Kneifer oder Brille und, was die Hauptsache ist, je vier sich nach dem Ohr zu immer elegischer verlängernde, englische Schmachtlocken. Niemand erinnerte sich, die Geheimrätin anders als in

einem schwarzen Atlaskleide gesehen zu haben, das die Jugend längst hinter sich hatte und welches sie auch heute trug.

Nach umständlicher Begrüßung, während welcher Frau Paula Wenkstern im Zimmer links die verhallenden Sporentritte des Obersten, in dem rechts das unterdrückte Kichern von Dora und Adam hörte, nahm sie endlich Platz und schickte sich an, einige wichtige Fragen mit der Frau Gräfin, als einflußreichste Dame des Vorstandes des Wohlthätigkeits-Bazars, dem sie gemeinsam angehörten, zu erörtern.

„Was ziehen wir Damen des Vorstands an?"

„O, ich glaube, was jede gerade hat," meinte Frau Hedwig.

„Gewiß, aber — ich schlage Schwarz vor! Schwarz scheint mir das Würdigste zu sein, einfach, ganz einfach entspricht meiner unmaßgeblichen Ansicht nach wohl dem Zwecke am meisten."

„Sehr einverstanden, gnädige Frau."

Paula war ein Stein vom Herzen gefallen, hätte sie das gute Schwarze nicht anziehen dürfen, wäre sie in die peinlichste Verlegenheit gekommen.

„Gut," rief sie, warm die Hand der Gräfin schüttelnd. „So sind wir beide einig, das ist bei solchen Sachen nun einmal notwendig, viele Köpfe, viele Sinne, meine teure Gräfin. Bertha Buddenbrock, ach sie ist ein Engel, wir sind uns so gut, die Gattin von Baron Buddenbrock nämlich, dem lieben General. Wir kennen uns schon so lange, er ist noch ein Tänzer von mir. Ich war noch sehr, sehr jung, als wir uns kennen lernten. Seine Frau stimmt auch für Schwarz."

„So — so —" versuchte die Gräfin den Redefluß zu unterbrechen.

„Buddenbrock ist ein intimer Freund vom Grafen Dallens, Emanuel Dallens aus der Klepdorfer Linie, die andere, die Runnstädter, ist kaum mit ihnen verwandt, Carl Dallens stammt daher, er war ein besonderer Gönner meines lieben seligen Papas, des Geheimen Kriegsrats du Venille. Ich bin eine geborene du Venille, wie Sie ja wissen, meine liebe Frau Gräfin."

„Gewiß, gewiß."

„Mein Vater stand dem Hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. sehr nahe. O, ich habe auch

mit Dallens getanzt, mit Emanuel und mit Carl, besonders auf den Hofbällen im weißen Saale."

Die Gräfin lächelte, es schien im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Geheimrätin je den Fuß in den weißen Saal gesetzt hatte.

„Frau von Dallen, ich meine die geborene von Spitta-Latten, die bekannte schöne Latten, und Fea Kolinska, die ehemalige reizende Prinzessin Baulburg — lauter Jugendgespielinnen von mir, stehen auch auf unserer Seite, sie wählen gleichfalls schwarz, wie alle Damen von Geschmack."

„Schön — schön."

„Nun dann bilden wir eine geschlossene Phalanx gegen die — nun — wie sie alle noch heißen mögen, die Frau Festen und die — die — nun die sogenannte Bonbon-Schultze und — Gott wer kann die Namen alle behalten! Eine Konsistorialrätin ist ja auch wohl noch dabei. Bei der ist schwarz ja natürlich Uniform."

Die Gräfin blieb in einem Staunen über die Zungenfertigkeit ihres Gastes und sehnte den Aufbruch herbei, denn es erschien ihr unpassend, Dora solange mit Herrn von Zemtsch allein zu lassen.

Doch ihr Hoffen sollte sich so bald noch nicht erfüllen.

„Noch eine Bitte, eine große Bitte.“

„Wenn die Erfüllung derselben in meiner Macht steht —“

„Gewiß. Ihr Einfluß auf Ihren Herrn Gemahl —“

„Der ist leider nicht sehr groß.“

„O — o — o — ha — ha — ha — kann ich ihn nicht sprechen? Vielleicht schlägt er mir die Bitte nicht ab.“

„Aber kann ich nicht —“

„Nein, nein, Sie sollen keine Verantwortung tragen, rufen Sie ihn bitte, bitte der guten Sache wegen, er ist doch wohl zu Hause?“

Die Gräfin war in der peinlichsten Verlegenheit, vielleicht hatte die Geheimrätin ihn gehört, dann Dora und Zemtsch allein — sie entschloß sich also den Obersten zu rufen, dann ging sie am Ende doch bald.

Wirklich trat der Graf nach einigem Zögern in nicht gerade liebenswürdiger Laune, die er auch nicht zu verbergen suchte, ein, und die Geheimrätin mußte

es zu ihrem Ärger erleben, daß er es ihr rundweg abschlug, die Regimentsmusik bei dem Bazar weder umsonst, noch für Honorar spielen zu lassen.

„Bedaure, Gnädigste, dazu sind die Leute nicht da,“ war sein endgültiger Bescheid. Frau Geheimrätin machte gute Miene zum bösen Spiel und schickte sich eben an, ab und zu nach der Thüre sehend, hinter welcher die halblaute Stimme Doras und die der beiden Herren zu hören war, sich zu entfernen, als der Bursche zu ihrem ehrlichen Erstaunen ihre Nichte Fräulein du Venille meldete.

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, aber ich ängstigte mich, meine Tante blieb so lange aus, da wollte ich sie abholen,“ sagte Clara zu der Gräfin.

„Auch dieser Schreck noch,“ dachte der Oberst, dabei jedoch die junge, etwas auffallend gekleidete Dame ritterlich begrüßend, obgleich der Hut, so groß wie ein Wagenrad, strotzend von verschwenderisch verwandten Straußenfedern, ihm ihre Erscheinung nichts weniger als anziehend erscheinen ließ.

Natürlich behielt die Geheimrätin jetzt Platz. Claire mußte sich setzen und so blieb der Gräfin nur übrig auch Dora zu rufen, nach der sich das Fräulein

lebhaft erkundigte. Dora kam, mit ihr auch Adam Zemtsch und Herr Keller. Es war mittlerweile sechs Uhr geworden und die Gräfin ließ eine Tasse Thee reichen.

„Ah — Sie auch Herr Amtsrichter, da wäre ja die Whistpartie wieder zusammen!“ rief die Geheimrätin, sich dabei, wie um zu zeigen, daß diese Worte nur im Scherz gesprochen waren, erhebend. „Nun muß aber wirklich geschieden sein.“

Claire dagegen, eben erst in eine Unterhaltung mit Zemtsch verwickelt, that als ob sie nicht hörte, blieb sitzen, und Gräfin Ippenbühl, viel zu höflich, um auf die scherzhaft gemachte Bemerkung der Geheimrätin nicht einzugehen, forderte die Herrschaften auf eine Partie zu spielen und zum Thee zu bleiben.

„Sollen wir wirklich? Nein, das geht nicht. Wir stören Sie,“ rief Frau Paula Wenkstern, während Sie bereits die Handschuhe aufknöpfte und Claire die Hutnadel löste. Sie blieben wirklich; der Bursche mußte Frau Maria Keller einladen.

„Wie reizend! Wie nett!“ rief Dora plötzlich beim Ton der Flurglocke. „Es klingelt dreimal, das ist Josel!“ Man merkte es der Familie Ippen-

bühl an, daß der Besuch des lieben, einzigen Sohnes als ein freudiges Ereignis angesehen wurde.

Bald erschien die schlanke Gestalt des jungen Grafen in der Thür, wo er, betroffen darüber hier soviel Besuch zu treffen, stehen blieb.

Die Gesellschaft gruppierte sich um den großen, runden Tisch, welcher von Sesseln umgeben die Mitte des Zimmers einnahm.

„Fragen Sie ihn doch," flüsterte Dora Zemtsch zu.

„Geduld. Gelegentlich."

„Ich glaube, ich habe vor einigen Tagen das Vergnügen gehabt, Sie im Tiergarten zu sehen, Herr Graf," begann jetzt Claire, sich mit süßem Lächeln an Josel wendend. „Sie ritten zu Pferde."

„Ritten zu Pferde ist gut," tuschelte Adam Dora zu. Josel verneigte sich ein wenig, um den Ausdruck seines Unwillens, welcher sein Gesicht überflog, zu verbergen. Konnte denn nur nichts verschwiegen bleiben, selbst hier in dem großen Berlin nicht?

„Und, wenn ich nicht sehr irre, als Begleiter einer sehr schönen Dame. Wir gingen zur fashionabeln Stunde in der Siegesallee spazieren. Was man da alles sieht!"

„Eine Dame? So? Mit wem bist Du denn geritten, lieber Sohn?" fragte die Gräfin.

„Mit Frau von Alerden und ihrem Gatten, liebe Mama."

„Nein, nein, dann war es an einem anderen Tage," fiel die Geheimrätin, deren Spürnase sofort ein Geheimnis witterte, ein. „Susanne Alerden, die Tochter meiner guten Adele, der geborenen Gräfin Kranska-Szebenika — Gott, ihr Vater hat mich noch auf den Knieen gewiegt — die kenne ich, dann sind wir im Tage nicht einig. Es war — es war — wir fahren fast täglich dort spazieren —"

„Diesesmal gingen Sie, gnädige Frau, wie Ihr Fräulein Nichte eben sagte," fiel Josel scharf ein.

„Am Donnerstag, die Dame trug einen Herrenhut mit schwarzem Schleier mit Goldtupfen."

Dora schwieg. So neugierig sie selbst war, so hätte sie dieser Geheimrätin doch die Zunge festbinden mögen.

„Die Dame heißt Semiramis Wright und ist eine Amerikanerin," sagte Joachim endlich, durch Frau Wenkstern und ihre Nichte vollständig in die Enge getrieben.

„Miß oder Missis? Sie war reizend,“ forschte Claire mit unermüdlicher Neugier. Graf Jochem that, als hätte er die Frage nicht gehört und unterhielt sich ruhig mit dem Amtsrichter.

Das Mutterherz der Gräfin fühlte sich beunruhigt. Ihr lieber Sohn wollte diese Bekanntschaft verschweigen, das stand fest. Hatte er Grund dazu? Mußte er sich ihrer schämen? O nein. Was Josel that, brauchte das Sonnenlicht nicht zu scheuen. Aber am Ende doch. So sehr sie die neugierige Taktlosigkeit der Geheimrätin auch empörte, so sah sie in ihrer Zudringlichkeit, wie sie es ihr frommes Gemüt gern in jedem Zufall erblicken ließ, eine höhere Fügung des Himmels. Ihr, der Mutter dieses Sohnes sollte kein Schritt, den er that, verborgen bleiben.

„Spielen wir vielleicht eine Partie Whist?“ fragte der Oberst, welcher mit dem Vorschlag allgemeinen Beifall fand.

Die Partner waren ausgelost, die Herrschaften nahmen an zwei Tischen Platz, die älteren an dem einen, die jüngeren an dem anderen und bald hörte man nur: „Bitte geben — abheben — ich schiebe

Cayenne — Treff à tout —“ und was dergleichen Worte beim Whistspiele mehr sind. Die Gräfin, sonst eine aufmerksame Spielerin, zeigte sich heute zerstreut, sodaß sie mehr als einmal den Tadel ihres Gatten, der es auch beim Whist wie bei allem im Leben sehr genau nahm, auf sich zog.

Die Jugend amüsierte sich herrlich, vergab, bediente nicht, mogelte auch gelegentlich, schwatzte und lachte dazwischen, sodaß der ältere Tisch einstimmig beschloß, sie in das abgelegenste, das sogenannte Kinderzimmer, zu verbannen und ihr empfahl, statt eines ernsten Whists schwarzen Peter zu spielen.

Jenes unausgesprochene Etwas, was als Gnadengeschenk Gottes nur bevorzugten Menschen zu teil zu werden pflegt, die Gabe, ihre einfache Häuslichkeit mit der kostbaren Gemütlichkeit zu verschönern, und was dem Ehepaare Ippenbühl in so hohem Maße zu teil geworden war, bewährte auch heute wieder seine untrügliche Kraft auf die Gäste.

Die Abneigungen verschwanden davor, die Besorgnisse, die Mißstimmungen, welche im Anfange die Laune dieser oder jener getrübt hatten, zerstoben wie der Nebel vor der Sonne und man wurde nach

dem Thee schließlich so ausgelassen, daß Doras Vorschlag, zwei junge Mädchen und deren Brüder, die im unteren Stockwerke wohnten, heraufzuholen und dann ein wenig zu tanzen, jubelnd angenommen wurde.

„Teppiche fort! Tische und Stühle bei Seite geschoben,“ kommandierte sie wie ein angehender Feldherr und alles faßte an. Die Gewünschten erschienen, die Gräfin suchte auf dem mangelhaften Pianino mühsam einige alte Walzermelodien zusammen und Alt und Jung hüpfte durcheinander, schließlich wurde ein einfaches kaltes Abendessen aufgetragen und erst um eilf Uhr trennte man sich.

Auch Josel, unter dem Vorwande, die Frau Geheimrätin und Fräulein du Venille nach Hause begleiten zu wollen, was ihm sonst garnicht ähnlich sah, und was er Herrn von Zemtsch getrost allein hätte überlassen können, verabschiedete sich jetzt schon.

Das erweckte wieder die Besorgnis der Gräfin, welche deutlich herausfühlte, daß er ihren Fragen bezüglich jener Dame so lange als möglich ausweichen wollte.

„Diese Dame, diese Semiramis Wright, mit der

Josel geritten ist, giebt mir zu denken, Albrecht," begann Hedwig, als sie mit ihrem Gatten das Lager gesucht hatte.

„Mir garnicht. Gute Nacht, meine Hede," entgegnete der Graf, schon halb im Schlaf.

„Aber Albrecht —"

„Aber was denn. Das wird eine Courmacherei sein."

„Nun ja, aber —"

„Aber liebes, einziges Herz, welcher junge Mann hätte sie nicht — denkst Du, daß Du meine erste warst? Schlaf wohl, mein altes gutes Hedeken, und laß Dir darüber keine grauen Haare wachsen, der Junge wird wissen, wie weit er als Ehrenmann gehen kann. Bei einem Ippenbühl kannst Du Dich darauf wie auf Gold verlassen."

Wenn auch die Gräfin ein zustimmendes „ja, ja" hören ließ, so war doch etwas mit dem Namen Wright und der Trägerin desselben verbunden, was ihr mütterliches Herz nun einmal beunruhigte.

„Lieber Gott, führe ihn auch jetzt auf rechtem Wege, den er wissentlich gewiß auch niemals verließ. Amen!" betete sie inbrünstig, um dann ruhig einzuschlafen.

Josel hatte, nachdem er sich von Wenksterns und Baron Zemtsch verabschiedet, zufällig zwei Studiengenossen und Korpsbrüder, zwei junge Gutsbesitzer, welche aus der Provinz hereingekommen waren, getroffen und trat mit ihnen eine sogenannte „Lumpenreise" durch die beliebtesten Lokale jeder Gattung in Berlin an, während Adam von Zemtsch noch fleißig seinen Studien zur Kriegsakademie oblag, davon freilich oft genug von den Erinnerungen an den heutigen reizenden Abend, wie er ihn schon so oft in dieser liebenswürdigen Familie verleben durfte, abgezogen.

Fünftes Kapitel.

Josel verwünschte die Schwatzhaftigkeit der Geheimrätin, unterließ deshalb aber keineswegs seine Besuche bei Miß Semiramis Wright zu wiederholen, ja, sie waren ihm bereits zum Bedürfnis geworden.

Die Häuslichkeit der jungen Dame, die Fülle der Mittel, aus welcher sie schöpfen mußte, um sich ihr Dasein so zu verschönen, wie sie es that, heimelten ihn an, während das Prickelnde ihres Wesens, ihre imponierende Erscheinung, der außergewöhnliche Umstand, sich im Heim eines Mädchens zu befinden, welches sich so selbständig, ja, selbständiger als es eine deutsche Frau thun würde, darin bewegte, einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübten.

War ihm damals auch sein Liebesgeständnis nur in höchster Leidenschaft entschlüpft, so bereute er nicht seine Voreiligkeit, fühlte aber, daß er wirklich

von einer Neigung zu Semiramis erfaßt wurde, welche er für stark genug hielt, um das ganze Leben auszuhalten.

Daß er dabei seinen kleinen Vergnügungen nachhing, hielt er für nichts Schlimmes, sie gehörten eben zu einem jungen Lebemann, der er war und sein wollte, und standen mit seinen Herzensneigungen seiner Ansicht nach in gar keinem Zusammenhange.

„Und was für eine Partie!“ rief er laut, indem er von seiner Arbeit aufblickte. „Wäre ich doch ein Narr, sie aufzugeben!“

Miß Semiramis war zwar nicht von Adel, trug sogar einen Namen, der in England und Amerika ungefähr ebenso häufig ist, wie in Deutschland Schulze und Müller, dies konnte aber auf seinen Entschluß, sie zur Gräfin Ippenbühl zu machen, von keinem Einfluß sein. Miß Semiramis war Ausländerin, eine Amerikanerin noch dazu, das deckte alles, abgesehen davon, daß ihre Millionen das Wappenschild der Ippenbühls neu vergoldeten, was ihm sehr notwendig erschien.

Hatte es bis dahin für Josel allein im Bereiche der Möglichkeit gelegen, sich mit einer reichen Dame

der höchsten Aristokratie zu verbinden, so hatte das Erscheinen der Miß Semiramis Wright mit einem Schlage alle seine diesbezüglichen Grundsätze umgestoßen.

Aber erst mit der abgeschlossenen Thatsache wollte er vor seine Eltern und die Welt treten. Besonders vor seine Eltern, wußte er doch, daß in beider Augen es weniger das Geld war, welches einer Familie den Glanz verleiht, sondern die Tüchtigkeit seiner Sprossen, die Ehrenhaftigkeit der Gesinnungen und die Beziehungen, in welchen sie zu andern vornehmen, anerkannten Häusern des Landes stand. Graf und Gräfin Ippenbühl waren dabei klug genug, den Wert des Geldes und die Macht, welche in demselben liegt, nicht gering anzuschlagen, stellten es aber auf keinen Fall in die erste Linie.

Joachim konnte einen Besuch bei seinen Eltern nicht länger mehr hinausschieben, denn schon waren fast acht Tage seit jenem Whistabend vergangen und sein Fuß hatte das Haus seiner Angehörigen nicht wieder betreten. Auch dieses erhöhte die Besorgnis der Gräfin; so lange war ihr Joachim noch niemals fern geblieben.

„Endlich!“ sagte sie freudig, als sie das bekannte Glockenzeichen vernahm. Sie öffnete ihm selbst die Thür. „Mein Josel! Ich fürchtete schon, Du seist nicht wohl.“

„Dann hätte ich's wohl meiner Mutter zuerst wissen lassen. — Abscheuliches Wetter, es regnet und schneit durcheinander.“

Die Gräfin war selbst bemüht, ihm beim Ablegen des Überziehers zu helfen und führte ihn ins Zimmer.

„Kann ich Dir etwas anbieten?“

„Nein, nein, danke, Mamachen.“

„Soll ich von Papa eine Cigarre holen?“

„Danke, ich stecke mir eine eigene an.“ Josel that es, er rauchte nur im Notfalle von den Cigarren des Obersten.

„So, nun erzähle. Papa schreibt, ich glaube Konduiten, da dürfen wir ihn nicht stören, Dora ist bei Kellers. Wie ist Dir's gegangen? Bist Du viel ausgewesen?“

Die Gräfin hatte sich behaglich in ihren Fensterplatz gesetzt und legte jetzt zur trauten Schummerstunde die Hände gemütlich in den Schoß.

„Man kommt nicht mehr auf Gottes Erdboden. Jeden und jeden Abend aus.“

„Strenge Dich nur nicht zu sehr an, Josel, die Gesundheit kommt so leicht nicht wieder, wenn sie einmal verloren ist.“ Mütterliche Besorgnis sprach aus jedem ihrer Worte. Josel erzählte dieses und jenes, aber von jener Fremden, von der die Gräfin so gerne hören wollte, sprach er nicht, sodaß sie sich entschließen mußte, ihn selbst danach zu fragen.

„Du bist neulich mit einer jungen Dame spazieren geritten, lieber Jochem, was ist das für eine Dame?“

Er rückte ein wenig unbehaglich auf dem Stuhle, was Hedwig nicht entging.

„Eine ebenso schöne, als liebenswürdige und interessante Dame,“ rief er endlich voller Feuer.

„Und was ist ihr Gatte?“

„Sie hat gar keinen Mann.“

„Also eine Witwe?“ Die Stimme der Gräfin nahm eine ängstliche Tonfärbung an und sie sah ihm scharf in das Gesicht.

„Auch dieses nicht, Mutter.“

„Unverheiratet?! Und Du reitest mit ihr allein

spazieren?! Das läßt voraussetzen, daß Du auch sonst mit ihr Umgang hast, bei wem wohnt sie denn?"

„Nun, bei sich!" Es war etwas in Joachim, was ihn abhielt, das Wörtchen „allein" zu gebrauchen.

„Allein?!" Jetzt sprach es die Mutter aus und zwar mit einer Betonung, welche Josel das Blut in die Wangen trieb. Doch sie durfte es nicht merken.

„Gewiß, Mama, dafür ist sie Amerikanerin," entgegnete er deshalb möglichst unbefangen.

„Und Du besuchst sie in ihrer Wohnung?"

„Freilich. In Amerika findet man da garnichts dabei, dort sind die Mädchen eben selbständiger erzogen als hier zu Lande und vielleicht auch charakterfester."

„Wohl möglich, mir aber geht das Verständnis dafür ab. Habe die Güte, Josel, und erzähle mir doch nur, wie Du zu dieser Bekanntschaft gekommen bist."

Joachim begann, das erste Sehen verschweigend, mit der zweiten Begegnung im Opernhause und schilderte Miß Semiramis mit den glühenden Farben eines Liebhabers. Die Gräfin war ihm eine aufmerksame Zuhörerin und schwieg eine ganze Weile,

nachdem er geendet hatte. Es war allmählich dunkel geworden und das war der Gräfin lieb, denn so sah Joachim das Erröten nicht, welches ihre Wangen färbte, als sie jetzt auf ihn zuschritt, ihre sanften Hände auf seine Schultern legte und sich liebevoll zu ihm niederbeugte. Noch niemals hatte sie auch nur andeutungsweise ihm gegenüber derartiges berührt, wie sie es jetzt thun mußte.

„Josel, und jene Miß Semiramis Wright ist eine makellose Person und das Verhältnis, in welchem Du zu ihr stehst, braucht das Auge Deiner Mutter nicht zu scheuen?“

„Mama! Aber Mama, ich bitte Dich!“

Joachim fühlte die Lippen seiner Mutter seine Stirn berühren.

„Gott sei gelobt,“ sagte sie leise.

Es wurde Besuch gemeldet, den die Gräfin erwartete und deshalb nicht abweisen lassen konnte, obgleich er sehr zur Unzeit erschien. Josel war es ganz recht. Das Examen hatte somit ein Ende. Noch hatte er seine Neigung zu Miß Semiramis und die Absicht, sie zur Gräfin Ippenbühl zu machen, mit keinem Worte erwähnt.

Als er am Abend nach Tiergartenstraße 40 vorfuhr, nahm ihn Semiramis nicht an.

„Miß Wright lassen bedauern," war die Entscheidung, welche ihm der Kammerdiener überbrachte. Josel sah nach der Uhr, es war fast zehn.

„Mein Wertester, was fällt Ihnen ein, mich zur nachtschlafenen Zeit zu überfallen? Überhaupt, Sie müssen mich nicht so oft besuchen. Seien Sie sparsamer mit Ihrer kostbaren Person," empfing ihn Miß Wright am nächsten Tage.

„Aber Miß Semiramis, mein Leben ohne Ihre Gegenwart kommt mir leer, zwecklos vor."

„Und was bezweckt ein so häufiges Zusammensein zwischen uns? Man spricht sich aus, langweilt sich gegenseitig schließlich und ich finde, das kann man am allerbequemsten allein thun."

Semiramis, welche heute in dem schlichten russischgrünen Sammtkleide, dessen Dunkel nur einige sparsam verteilte blaßblaue Schleifen milderte, geradezu wunderhübsch aussah, lehnte sich in den Sessel zurück und stemmte die kräftigen, schönen Füße gegen die Brüstung des Kamins. Die feurige Lohe der brennenden Holzstöße warfen ihren rötlichen Schimmer über die

hingegossene Gestalt und ließ sie wie übergoldet erscheinen.

Graf Ippenbühl antwortete nicht, drehte den Schnurrbart nervös zwischen den Fingern, trat einigemal ungeduldig mit den Füßen auf den Smyrnateppich und ärgerte sich, daß diese unsanfte Berührung seiner Absätze mit dem Fußboden so lautlos verhallte.

„Ich will Ihnen gestehen, werter Graf, daß ich Verlangen trage, diese oder jene Bekanntschaft zu machen. Sie sollen mir dabei behülflich sein, aber bitte, interessante Leute. Der Mensch ist nun einmal ein Gesellschaftstier, er flieht den Menschen und doch zieht es ihn in demselben Maße wieder zu ihm. Das Alleinsein macht auf die Dauer nervös.“

„Aber ich bitte Sie, Miß Semiramis, sind Sie mit mir allein?“

„Nun ja — Sie — Sie und immer Sie. Sie würden mir viel mehr behagen, wenn ich Sie unter so und so viel anderen Menschen sähe, denn — seien Sie gut, Graf Ippenbühl“ — sie reichte ihm die Hand — „dann würden Sie mir vielleicht als Perle unter ihnen erscheinen.“

„Semiramis! Ach, wenn Sie doch nicht so reizend wären. Bald Kind — bald —“

„Dämon etwa? Nein, Graf Ippenbühl, als solcher haben Sie mich noch nicht kennen gelernt.“ Es lag plötzlich tiefernst auf ihrem Gesicht, es war, als ob die Züge sich verschärften, und ihre Augen glühten düster. „Und das ist gut. Gott möge mich davor bewahren.“ Sie seufzte schwer.

Ippenbühl hatte neulich von seiner Schwester gesprochen, das ließ darauf schließen, daß seine Eltern hier wohnten. Ihrer hatte er noch mit keinem Worte erwähnt, nicht einmal eine Andeutung gemacht, sie bei ihnen einzuführen. Sie wußte, weshalb er dies unterließ — und verstand ihn. Aber jetzt wollte sie ihn direkt danach fragen, ihm den Vorschlag machen, sie seinen Eltern vorzustellen.

„Kommen Sie, Ippenbühl, seien Sie heiter; da fällt mir ein, daß ich noch garnicht zu Mittag gegessen habe. Mein Koch ist verreist, er hat die unglückseligste aller Ideen — er will heiraten.“

„Das finde ich nur natürlich.“

„Und dabei habe ich Hunger!“ unterbrach sie ihn kurz.

„Das ist ja das beneidenswerteste der Gefühle.“

„Hier bekomme ich nichts — wo gehen wir hin?“

„Wir beide — hm —“ Josel fiel das Befremden seiner Mutter ein.

„Zu Hiller.“

„Aber — dort — wir beide —“

„Aber goldener Mensch, kann man anständiger essen, als vor so und so viel Dutzend von Leuten, die da sitzen, die da aus und ein gehen!? Seid doch nicht zu korrupt in Eurer eingebildeten Prüderie, Ihr lieben, guten Deutschen!“

„Wohl, mir soll's genehm sein?“ Josel fügte sich im Grunde gern, recht gern, Hiller hatte einen sich nie abstumpfenden Reiz für ihn.

„Ein Brief.“ Der Diener brachte ein kleines Briefchen auf silbernem Präsentierteller. Semiramis erbrach es und las:

„Hochgeehrtes Fräulein! — Eine mir ganz unbekannte Handschrift. — Mein Sohn, Graf Joachim Ippenbühl — ah, demnach von Ihrer Frau Mutter — hat den Vorzug, bei Ihnen zu verkehren, mir viel Schönes von Ihnen gesagt — soso — sehr liebenswürdig, Graf — sodaß es mein

lebhafter Wunsch ist, Sie kennen zu lernen. Mein Haus ist Ihnen zu jeder Zeit geöffnet. Genehmigen Sie den Ausdruck der Hochachtung, mit welcher ich mich zeichne

als Ihre ergebene

Hedwig Ippenbühl
geb. von Clemenz.

Semiramis ließ die Hand mit dem Briefe sinken. „Sehr liebenswürdig von Ihrer Frau Mama. Ich werde von Ihrer freundlichen Aufforderung Gebrauch machen.“ Semiramis erhob sich, ging einigemal nachdenklich im Zimmer auf und ab, endlich blieb sie stehen und sah Josel groß und fest an. „Ich befürchte nur, daß Sie diesem Schritte in bezug auf Ihre Person eine zu große Bedeutung beimessen werden.“

Josel schwieg.

„Nun? antworten Sie mir doch.“

„Ich messe ihm gar nichts bei!“ rief Josel endlich ärgerlich.

„Gut denn, so werde ich in einer Stunde zu Ihren Eltern fahren und würde am liebsten — —“

„Mich dort nicht treffen: Der Wunsch soll Ihnen

werden!" fiel Josel noch gereizter als vorher ein, nahm den grauen Cylinder und stürzte hinaus.

Doch er öffnete die Thür noch einmal und sah in das Zimmer.

„Nun und wie wird es mit Ihrem Diner?"

Semiramis lachte.

„Mein lieber Graf," antwortete sie gutmütig, „Ihre Fürsorge für meinen Magen ist rührend, aber ich verzichte auf Hiller, die Freude Ihre Frau Mutter heute noch begrüßen zu können, hat die materiellen Regungen meines Magens schon beschwichtigt."

Josel sah sie lächelnd an. Er konnte, wenn es so sonnig auf seinem Gesichte lag wie eben jetzt, so bildhübsch und zugleich so gutmütig aussehen.

„Man sagt die Freude macht satt, Miß Semiramis. Freuen Sie sich wirklich?"

„Aufrichtig."

Das klang ehrlich und mit diesem Eindruck verließ Josel seine Freundin.

Semiramis senkte den Blick auf das bunte Muster des Smyrnateppichs und betrachtete die Palmen desselben, als breiteten sie sich heute zum

ersten Male unter ihren Füßen. In Wirklichkeit sah sie aber kaum, was sich da so farbenreizvoll in einander schlang.

„Der erste Schritt in die Öffentlichkeit — was wird er mir bringen? — Hm – ein sanguinischer Mensch — seine Hoffnungen kulminieren nun wieder — Ah! — Ich werde dort andere Leute sehen — ob Sie mir gefallen werden? — Kaum — wenigstens nicht Alle — —“

Semiramis Blut begann einwenig schneller zu cirkulieren — der stille Teil des Tiergartens stieg vor ihrem geistigen Auge auf — ihr war's als hörte sie die scharfen Hufschläge eines sich eilig nahenden Pferdes — sie sah jenen jungen Offizier — hörte seine feste klangvolle Stimme — und erhob sich schnell aus ihrer liegenden Stellung.

Die Schlaffheit, der sie sich eben hingegeben hatte, war von ihr genommen und energisch, als ob sie das Ungestüm ihres widerspenstigen Rosses bändigte, blitzte es in ihren grauschwarzen Augen auf.

„Ich werde ihn dort sehen und er wird mir gefallen!“ Nun ließ die Muskelspannung ihrer Züge nach und ihr interessantes Gesicht zeigte milde Linien,

es so unendlich weiblicher, deshalb noch angenehmer erscheinen lassend.

„Und ist es nicht schon ein großer Gewinn, in der sterilen Menschenwüste ein Individuum zu entdecken, welches uns wirklich sympathisch ist? Und Josel, dieser stürmische, selbstbewußte Josel?“ Sie zuckte mit den Achseln.

„Was kann ich dafür?“

Ein Blick in den Spiegel belehrte sie, daß ihre Haartracht noch einwenig der ordnenden Hand bedurfte und sie begab sich deshalb in ihr Ankleidezimmer.

Während dessen eilte Josel Ippenbühl die Tiergartenstraße entlang. Als er die Königgrätzerstraße erreicht hatte, war der Rest seines Zornes über Semiramis launenhaftes Wesen vollständig verraucht, die Freude, daß sie der Aufforderung seiner Mutter so schnell Folge leisten würde, erfüllte sein Gemüt und stählte seine Hoffnungen.

Er warf sich in eine Droschke, um der Gräfin mitzuteilen, daß Semiramis Wright nachher kommen würde.

„Behalte sie zum Thee — und — ihr Koch ist krank — schiebe eine warme Schüssel ein,“ bat Josel.

Er ging trotz des Zuredens der Mutter. „Nein, nein, die Damen mögen sich erst allein bekannt machen.“

Diese ungewohnte Fürsorge ihres Sohnes, der sonst nur gewöhnt war, daß für ihn gesorgt wurde, bestärkte die Gräfin in der Annahme, daß er tiefer für die Fremde fühlte. Das Interesse, was er an ihr nahm, wurzelte am Ende doch schon tiefer.

„Einen warmen Gang soll ich einschieben? Daß der rührende Junge daran denkt! Aber nein, nein, Kourmacherei. Albrecht mag recht haben. — Nun, wir werden ja sehen, es muß sich eben historisch entwickeln.“ Hedwig ging schleunigst davon, alles nach Josels Wunsch herzurichten und ließ heute, warum wußte sie eigentlich nicht, im Salon eine Lampe mehr als gewöhnlich anstecken. Unwillkürlich leitete sie wohl das Gefühl, dieser vielbesprochenen Miß Wright einen möglichst anheimelnden Begriff von ihrer Häuslichkeit zu machen.

„Sie kommt!? Sie kommt!?“ jubelte Dora, welcher dieser Besuch so sehr interessant war wie bisher keiner.

„Mama ich darf wohl meine gestickte Jersey und den gestreiften Rock anziehen?“

„Thue es mein Kind.“

Dora beeilte sich, sich umzukleiden. Ihre Schläfen klopften, ihr Herz schlug höher und sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie heute zum ersten Male Josels zukünftige Braut, ihre Schwester, begrüßen sollte. Wie sie das bewegte, sie, die sie Josel, diesen einzigen Bruder so innig liebte!

Gab es ein größeres, wichtigeres Ereignis für sie — außer etwa? Sie war wie mit Blut übergossen und beendigte in fliegender Hast ihren Anzug, denn sie wollte um Josels Willen der neuen Schwester gefallen.

Alle waren erwartungsvoll gestimmt, außer dem Obersten, der noch immer an seinen Konduiten schrieb.

„Himmel Donnerwetter, laßt mich mit dieser Steppen-Miß in Ruhe! Meinetwegen mag dem Teufel seine Großmutter hier Thee trinken, ich schreibe.“

„Nein Albrecht, das thust Du nicht!“

„Laß ihn doch den guten Papa, meine Herzensmama, er ist ja selbst viel zu neugierig,“ flüsterte Dora ihrer Mutter ins Ohr und stürmte in ihr Zimmer, um sich dort noch eine himmelblaue Schleife

ins Haar zu stecken, von der Adam Zemtsch meinte, sie stände ihr besonders gut.

Sechs Uhr war vorüber, als die Klingel ertönte, Miß Wright sich melden ließ und angenommen wurde. Die hohe Gestalt der Fremden, noch immer in dem dunkelgrünem Sammetkleide, zu welchem sie einen passenden Hut in grün und himmelblau gehalten, und einen rehfarbenen Pelzumhang trug erschien alsbald in der Thür und schritt sicher auf die Dame des Hauses zu.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Miß Wright," ergriff die Gräfin das Wort, mein Sohn hat die Ehre mit Ihnen bekannt zu sein, und ich wollte mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft nicht rauben."

„Sie waren so gütig, gnädige Frau Gräfin, mir Ihr Haus zu erschließen und ich ergreife freudig die Gelegenheit von Ihrer Erlaubnis Gebrauch zu machen."

Beide Damen nahmen Platz, während Dora im Nebenzimmer gespannt das Ohr an die Thür legte. „Wenn ich sie nur sehen könnte, eine schöne, melodische Stimme. Sie spricht wie ein Herr, der Bariton

singt. Wie unangenehm, daß Mama sie erst allein sprechen will," dachte die neugierige kleine Person und horchte weiter.

„Sie leben schon längere Zeit in Berlin, Miß Wright," begann Gräfin Ippenbühl die Unterhaltung.

„Vier Monate bereits. Ich verließ New-York vor etwa zwei Jahren, habe mich inzwischen in Paris aufgehalten, besuchte Italien, die Schweiz, Österreich und fühlte endlich das Bedürfnis, mich dauernd an einem Orte niederzulassen und mir meine eigene Häuslichkeit zu gründen."

„Das finde ich begreiflich, so brennend ich oft den Wunsch hege, etwas von der Welt kennen zu lernen, so möchte ich doch mein eignes Heim nicht missen."

„Ein Mensch ohne dieses, ist wie ein Bild ohne Rahmen, eine Landschaft ohne Himmel. Ich teile in dieser Beziehung nicht den Geschmack vieler meiner Landsleute, welche Jahr aus, Jahr ein in Pensionen ihr Dasein fristen."

„Und mein Sohn sagte mir, daß Sie eine sehr angenehme Häuslichkeit besitzen."

„Wenigstens eine nach meinem Geschmack," be-

merkte Semiramis mit einer Bescheidenheit und Zurückhaltung, welche sich heute in allen ihren Worten und in ihrem Auftreten ausdrückte.

Die Gräfin fühlte sich dadurch angenehm berührt. Miß Semiramis mochte anders als die jungen Damen deutscher Abkunft und Erziehung sein, ihre Lebensweise nach andern Gesetzen regeln, an ihrer Sittenreinheit zu zweifeln, fand sie jedoch keine Veranlassung.

Beide Damen plauderten angenehm über die Berliner Verhältnisse, streiften die politischen und die sozialen Ereignisse und verschmähten es auch nicht einige Augenblicke bei der für alle weiblichen Wesen nun einmal mehr oder minder wichtigen Toilettenfrage zu verweilen. Miß Semiramis zeigte sich unterrichtet, hatte für alles Interesse, war in der englischen Litteratur vollständig zu Hause, zeigte auch einige Kenntnisse der deutschen, und machte auf Hedwig den Eindruck einer durchaus gebildeten Dame.

„Es ist sieben Uhr vorüber, gnädigste Gräfin, Sie gestatten, daß ich mich empfehle.“ Semiramis erhob sich.

„Nein, Sie bleiben bei uns, Miß Wright, mein Mann und meine Tochter werden sich freuen Sie

kennen zu lernen. Um acht Uhr nehmen wir den Thee."

„Ich bleibe gern," entgegnete Semiramis mit einer Natürlichkeit, welche ganz geeignet war, ihr die Zuneignng der Dame des Hauses noch mehr zu erwerben.

„Recht so, nun legen Sie ab." Die Gräfin schellte und der Diener schickte sich an, Hut und Mantel von Miß Wright hinauszutragen.

„Ich lasse die Comtesse hierher bitten, Johann."

„Da ist sie schon," ließ sich in diesem Augenblick Doras Stimme vernehmen.

„Meine Tochter Dora, Miß Semiramis Wright," stellte die Gräfin vor.

Semiramis großes grauschwarzes Auge ruhte auf der jugendlichen Gestalt des blonden, nicht regelmäßig schönen, aber anmutigen Mädchens.

„Ich hatte schon das Vergnügen Sie neulich im Wagen zu sehen, Comtesse," begann Semiramis, indem sie sich vom Sofa erhob und ihr die kräftige Hand bot.

„Ja, ja. Was ritten Sie für ein famoses Pferd! Ich muß Ihnen gestehen, Miß Wright, daß ich Sie in diesem Augenblicke beneidete."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht — aber nein, meine Enchentress ist ein verwöhnter Kerl, er duldet nur mich auf seinem Rücken — aber Sie können die Fella, das Pferd nehmen, welches Ihr Herr Bruder ritt.“

„Mama! Mama! Aber nein, Papa ist so eigen. ich wollte immer einmal eins seiner Pferde reiten, er mag es aber nicht.“

„Wahrscheinlich weil Ihr Herr Vater weiß, daß es leichter aussieht als es ist und er sein Töchterchen zu lieb hat, um es der Gefahr auszusetzen.“

„Nun Dora, ich hoffe, daß Du Miß Wright gut unterhalten wirst, ich bitte, mich einen Augenblick zu entschuldigen,“ sagte die Gräfin und verließ das Zimmer.

„Das will ich wohl versuchen, wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, sich mit einem so jungen unerfahrenen Ding, wie ich es bin, zu unterhalten.“

„Es giebt nichts Edleres als den Menschen, mein liebes Fräulein und jedes seiner Lebensstadien bietet Neues und Interessantes, warum sollte das glorreiche Alter eines am Ende der Backfischlaufbahn stehenden Mädchens ausgenommen sein? Im Gegenteil, giebt

es etwas Lieblicheres, als die sich eben zur duftenden Blume entfaltende Menschenknospe?"

„Wie nett Sie das sagen. Fräulein du Venille meinte neulich, so junge Dinger kämen ihr immer wie die Kälber vor."

„Das war nicht sehr zart von Fräulein du Venille und außerdem nicht höflich und was die Hauptsache ist — unwahr."

„Ich mag sie auch nicht, die alte Jungfer!"

„Halt, das war nun wieder weder zart noch freundlich von Ihnen, Comtesse Dora, denn bedenken Sie, daß Sie zu einer Fünfundzwanzigjährigen sprechen."

„Ha, ha, ha, ach Sie sehen aber aus —"

„Still, Sie kleine Schmeichlerin, ich kann oft recht alt aussehen, wenn ich mich aber so wohl fühle, wie jetzt bei Ihnen, so verjüngt mich das."

„Wollen wir uns einmal in mein Zimmerchen setzen?"

„Sehr gern." — Ach wie reizend! Wie mädchenhaft! So ganz das Abbild seiner kleinen Herrin!"

Doras Heim war wirklich reizend: Einfache Möbel mit blumigen Crêtonne-Überzügen; ein an-

spruchsloser Teppich, bunte Fächer, getrocknete, vergoldete und bronzierte Blumen, zahllose Bilder von Freundinnen und alten Tanten an den Wänden; endloser Nippes, wo sie nur Platz finden konnte; ein kleiner Nähtisch, am Fenster blühende Blumen, ein Dompfaffe im vergoldeten Bauer und ein Pianino ehrwürdigen Alters. Alles gebraucht, unmodern, einfach und doch so traulich, so ganz ein Raum zum Schwärmen und zum Träumen für ein so junges Geschöpf wie Dora.

„Ach hier sitzt sich's nett!“ rief Semiramis und ließ sich in die weichen Kissen des altmodischen Kanapees sinken. „Wie ich sehe, malen Sie Porzellan?“ Miß Wright betrachtete eben einen angefangenen Bilderrahmen, der nebst Farben und Pinseln auf dem Tische lag.

„Ich mache allen diesen Unsinn, wie Papa meint, mit, das Holzbrennen, das Schnitzen u. s. w., ohne eigentlich Talent zu haben.“

„Das gehört einmal zu achtzehn Jahren. Ein Wappen haben Sie da gemalt? Ein doppeltgeschweifter gelber Löwe im roten Felde.“

Haben Sie dieses Untier wirklich für einen

Löwen erkannt? Ja, ja? Herr von Zemtsch meinte, es sei ein Eichhörnchen mit einem Pudelkopf darauf. Ist das nicht abscheulich?“

„Ha, ha, ha.“ Semiramis lachte ausgelassen, den Blick dabei nicht von Doras Gesicht wendend.

„Nun soll er ihn auch zur Strafe nicht haben. Es ist sein Wappen. Ach Sie kennen ihn ja, es ist der junge Gardelieutenant, mit dem Sie karambolierten.“

„So? Der?“

„Er ist unser Adjutant, eigentlich der von Papa.“

„Aber in dieser Beziehung ist Gütergemeinschaft zwischen Vater und Tochter. Natürlich, das finde ich mit achtzehn Jahren wieder begreiflich.“

„Ja, wir sind sehr gute Freunde. Hier ist sein Bild.“

„Ganz nett,“ bemerkte Semiramis leicht hin, obgleich sie es sehr aufmerksam betrachtete.

„Nicht nur ganz, sondern sehr nett!“ rief Dora dagegen, wozu Semiramis freundlich lächelte. Jetzt erschien die Gräfin wieder, der Thee wurde gemeldet.

Der Augenblick war kritisch. Sollte die Gräfin den Obersten zum Thee bitten lassen oder nicht?

Wenn er eine abschlägige Antwort erteilte, mußte Miß Wright das als Unhöflichkeit empfinden.

Dora durchschaute ihre Mutter, war sie doch gewohnt, ihr die Gedanken von den Augen abzusehen.

„Johann, bitten Sie den Herrn Grafen zum Thee,“ sagte sie kurz entschlossen, wohl wissend, daß er neugierig genug war, die Amerikanerin zu sehen. Jetzt konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken, denn der Diener hatte das Zimmer noch nicht verlassen, da erschien Oberst Ippenbühl schon im Rahmen der Thür und hörte, wie die Damen sich englisch unterhielten.

„Meine Gnädigste, shocking, Beafsteak, Favorit, Start, stop — finish ꝛc. ꝛc. kurz, was man gebraucht, um einigermaßen mit Anstand bei Tisch und auf dem Rennplatze zu bestehen, das verstehe ich von Ihrer Muttersprache — wenn Sie damit zufrieden sind, so soll's mich freuen, im übrigen spreche ich deutsch wie ein Wasserfall.“

„Und ich wie ein bescheidenes Waldbächlein,“ fiel Semiramis heiter ein.

„Gut, dann werden wir uns schon verstehen, Seien Sie mir übrigens herzlichst willkommen.“ Er reichte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Entgegenkommen, Herr Graf.“

„Ich habe mich Ihnen übrigens noch garnicht vorgestellt, Miß Wright, um —“

„Das ist auch nicht nötig — ich erkenne den Löwen schon an seinem Tritt.“

„O — charmant — charmant — hörst Du Hede — den Löwen — am Tritt! Ha — ha. — Miß Wright, Ihren Arm.“

Graf Ippenbühl führte seinen Gast in das anstoßende Speisezimmer.

„Nun sagen Sie mir nur, meine Gnädigste, wo haben Sie denn meinen Jungen eigentlich kennen gelernt?“

Semiramis Mund umspielte ein Lächeln und aus ihren Augen blitzte der Schalk.

„Im Opernhause,“ sagte sie endlich.

„Na — na,“ der Oberst drohte mit dem Finger. „Sie machen ein so eigentümliches Gesicht, da ist bestimmt noch etwas Komisches dabei: Hat der Junge da am Ende so eine kleine gewaltsame Rekognoszierung unternommen?“

„Aber Albrecht!“ fiel die Gräfin ein.

„Ha — ha —. So etwas Ähnliches war es, ja — ja — Herr Graf, Sie haben ganz recht!“

„Verflixter Junge! — Ja, das hat er von mir, Miß Wright! Wenn ich, versteht sich in meiner Jugend schönen Tagen so eine hübsche Dame sah — wie — nun wie Sie zum Beispiel, Miß Wright, Kopf und Kragen hätte ich daran gesetzt, um mit ihr bekannt zu werden.“

„Aber Mann! Glauben Sie ihm nicht alles Miß Wright.“

„Doch, doch, glauben Sie Papa nur, er soll —“ sie stockte.

„Nun was soll ich, Naseweis?“

„Ein sehr verliebter Lieutenant gewesen sein.“

„Seh' nur einer das Nesthäkchen an! Ja, ja, das kommt davon, Miß Wright, wenn man sich die Kinder über den Kopf wachsen läßt.“

Semiramis mußte nun ausführlich erzählen, wie sie die Bekanntschaft Josels gemacht hatte. Sie that es mit Humor, zwar der Wahrheit getreu, aber Josels etwas gewaltsame Art doch in einem milderen Lichte erscheinen lassend, ohne der ersten Begegnung mit ihm in dem Mode-Geschäft zu erwähnen.

Ihre Erzählung erregte Heiterkeit.

„Eigentlich wollte Zemtsch heute Abend kommen,“ bemerkte nach einiger Zeit der Oberst.

„Nun und warum ist er ausgeblieben?“ fragte Dora so lebhaft, daß auch ein weniger geübtes Ohr als das von Miß Semiramis Wright aus dieser Frage das Interesse, welches Comtesse Ippenbühl an dem jungen Offizier nahm, herausgehört hätte.

„Ich glaube eine Tante von ihm reist heute durch Berlin; diese Tante kann übrigens auch ein Onkel sein.“

„Wie schade,“ entgegnete Dora. „Herr von Zemtsch kommt oft zu uns, so ganz gemütlich, Miß Wright. Nun Sie werden ihn schon einmal hier treffen. Ich schreibe Ihnen eine Rohrpostkarte, wenn ich es vorher weiß.“

„Sehr freundlich, Comtesse, sehr freundlich.“

„Oder — Sie lieben am Ende die Offiziere nicht!“

„Aber warum nicht?“

„Nun — als Amerikanerin — ich dachte —“

„Aber Herzenskind, daraus folgt, daß Miß Semiramis Wright mich auch nicht lieben müßte

und wenn sie schon so einen alten Haudegen wie mich liebt, um wieviel mehr so einen jungen Flitzer. Zweierlei Tuch und ein paar Epauletten siegen überall, ob in China, Amerika, Deutschland. Nicht wahr, Miß Wright?"

„Ganz bestimmt, Herr Oberst!" gab Semiramis zurück.

„Nun, das ist recht von Ihnen, und so muß ich mich denn jetzt auch als ein von Ihnen ganz und gar Besiegter bekennen, denn ich ging mit einem gewissen Unbehagen an Jung-Amerika heran — aber — nun — nun das übrige können Sie sich schon denken! — Aufstehen Mama? Ja. — Mahlzeit, mein gnädiges Fräulein. — Sehen Sie, so sagt man bei uns, etwas altmodisch, aber doch ganz nett."

Oberst Graf Ippenbühl war so ‚aufgekratzt' wie selten. Die Gräfin stand auf, der Hausherr bot Semiramis den Arm und führte sie leichten Schrittes mit ritterlicher Galanterie in den Salon zurück, wo man sich an den großen runden Tisch gruppierte.

Die Damen vom Hause nahmen Handarbeiten vor, während Semiramis unbeschäftigt blieb.

„Sie stricken und sticken — und nähen und knieseln also nicht?“ fragte der Graf.

„Nein, das habe ich freilich nicht gelernt. Sinke ich deshalb in Ihrer Achtung?“

„Sinken? Sinken? Turmhoch steigen Sie in die Höhe.“

„Das ist mir lieb. Was sagen aber die Damen dazu?“

„Jeder nach seinem Geschmack,“ scherzte die Gräfin.

„Hören Sie — gnädigste Miß — und wenn Sie nun gar noch die Tugend hätten — eine Havana nicht zu verschmähen — dann — dann —“

„Ja was thäten Sie dann, Herr Graf?“

„Bei Gott, ich steckte mir selbst eine an!“

„Ha — ha — ha. Das war schlau gemacht, Papachen!“ rief Dora.

„Geniere Dich nicht, mein Alterchen.“

„Aber die Gardinen —“

„Ah.“

„Sie müssen oft kommen, Miß Wright! Recht oft!“ Damit verschwand der Oberst, kehrte mit Cigarren und Cigaretten zurück und nun rauchte er

mit Semiramis, während die Gräfin und Dora die Stricknadeln rasseln ließen.

Nach aller Ansicht schlug die Abschiedsstunde viel zu früh, der Abend war so behaglich gewesen und hatte Semiramis ein freundliches Bild von dem Leben in einem guten deutschen Hause alter Art gegeben.

„Das ist ja eine famose Person!“ sagte der Graf, als Miß Wright sich nach zehn Uhr verabschiedet hatte. „Donnerwetter, der Junge hat einen famosen Geschmack! Forsch, klug, hübsch, dabei doch so etwas Weibliches, und Geld hat der Engel selbstredend auch! Nun Kinder, keine Störung mehr — nun muß ich wieder an meine Arbeit.“ Der Oberst war schon verschwunden und warf sich mit einem wahren Feuereifer auf seine Konduiten.

„Sie ist entzückend! Reizend! Hinreißend!“ rief Dora jubelnd. „Ach, wenn ich mit ihr reiten dürfte! Ob Josel sie heiraten will?“

„Aber Kind, welcher Unsinn! Und was für Gedanken! Gute Nacht, schlaf süß,“ entgegnete die Gräfin ganz erschrocken.

„Natürlich!“ sagte der Oberst, der zur Abend-

andacht herübergekommen war. „Und sie nimmt ihn auch, mit allen zehn Fingern greift sie zu. Was will sie auch mehr, wie einen so netten, vornehmen Mann, wie unsern Josel. Gute Nacht, kleine Spitzmaus. Das ist nun einmal etwas Interessantes für so einen Backfisch, was?“

„Ach ja — Papa — reizend — zu reizend. Gute Nacht, einzige Mama, gute Nacht, mein guter Alter. Arbeite nicht zu lange mehr.“

Dora begab sich zur Ruhe, aber schlafen konnte sie noch lange nicht, der Gedanke, ob Josel und Miß Semiramis ein Paar würden, beschäftigte sie viel zu sehr.

Diese erste Begegnung zwischen der gräflichen Familie und Miß Wright war zur gegenseitigen Befriedigung ausgefallen, Graf Ippenbühl nebst Frau und Tochter erwiderten den Besuch bald darauf und kehrten entzückt und gleichzeitig überrascht von dem Heim der jungen Fremden und ihr selbst wieder nach Hause zurück. In Frau Hedwigs Herzen regte es sich hoffnungsvoll; Miß Semiramis wäre ihr als Schwiegertochter nicht unwillkommen gewesen, sie selbst war charmant und die reiche Mitgift nicht zu

verachten, für einen jungen Mann mit so vielen Bedürfnissen wie Josel nun ganz besonders.

Dora war geradezu begeistert. „Und wie schön es bei ihr roch, so schneidig, so —"

„Wie in meiner Sattelkammer ungefähr," neckte der Oberst, welcher indessen Doras Schwärmereien für die junge Amerikanerin vollständig teilte. Auch Herr von Zemtsch mußte es sich gefallen lassen, daß Miß Semiramis Wright jetzt Doras drittes Wort war.

„Sanft finden Sie dieselbe, Comtesse?! Sanft?"

„Mir gegenüber wenigstens."

„Nun Sie werden ihr auch keine Gelegenheit gegeben haben, sich in Harnisch zu setzen."

„Die Herren haben an uns Damen stets etwas auszusetzen, nun Sie sollen sie kennen lernen, wir geben nächstens eine Gesellschaft."

Josel strahlte, als er die Lobsprüche Doras und seiner Eltern über Miß Wright einheimste, dankte für ihren freundlichen Empfang, wollte aber von einer Gesellschaft nichts wissen. Trotzdem kam es dazu und Semiramis nahm zu ihrer Freude die Einladung an.

„Ach, über eine solche Abfütterung, wenn Mama mich doch damit verschonen wollte,“ seufzte Jochem. Es wäre ihm viel lieber gewesen, hätten seine Eltern Semiramis zu einem kleinen Theeabend eingeladen, der sich stets so behaglich gestaltete.

Davon hatte die Gräfin nun fürs Erste nichts wissen wollen, denn ihr praktischer Sinn belehrte sie, daß es für ihre Kasse weit richtiger war, bei dieser Gelegenheit gleich etwas abzumachen. Der Verpflichtungen waren ja so viele.

Nun wurde der umfangreiche Einladungszettel — „Mamas Schlachtplan zum Völkertreffen“ wie der Oberst meinte — nach der vorhandenen Liste entworfen.

„Mehr als vierzig Personen können wir nicht setzen, Albrecht,“ sagte die Gräfin, woraus deutlich zu erkennen war, daß es ihr sehr leid that, nicht gleich mehr abmachen zu können.

„Himmel, Hede, die reine Hunnenschlacht!“

„Mein lieber Alter, Licht, Heizung, Bedienung kostet dasselbe —“

„Ja — ja — und wo so viele essen und trinken, da kommt es auf eine Handvoll Noten mehr oder

weniger nicht an. Macht was Ihr wollt, aber ich sage immer: Lieber etwas bequem bei Tische sitzen und ein Gericht mehr."

Der Oberst verließ das Zimmer um sich in sein Stübchen zurückzuziehen, mit Grausen des Tages gedenkend, wo selbst seine kostbare Ruhe gefährdet sein und im Hause alles auf dem Kopfe stehen würde.

Die Liste war beendet, Name reihte sich an Namen, dann kam ein dicker Strich unter dem die jenigen standen, welche für die vielleicht Absagenden geladen werden sollten. Graf Ippenbühl streifte sie flüchtig mit dem Blicke.

„Himmel, diese Wenkstern mit ihrer überspannten, blaustrümpfigen Nichte auch?"

„Aber Albrecht, es geht doch nicht zu ändern. Sie haben uns den ersten Besuch gemacht, wir müssen ihn heute noch erwidern."

„Auch das noch? — Na nur zu, es ist ja ein Aufwaschen."

„Aber Albrecht. Laß das nur meine Sorge sein."

Die Einladungen wurden abgesandt, die Offiziere lud gleich Herr von Zemtsch im Kasino in Bausch und

Bogen ein und die wichtige Verhandlung mit dem Koch, der das Abendessen fix und fertig ins Haus liefern sollte, begann.

„Eine kräftige, gute Bouillon mit Pasteten, ein recht schönes feines Zungenragout, nur alles recht, recht gut, dann — ja was nehmen wir für einen Braten?“

„Vielleicht Puten — Reh — Frau Gräfin?“

„Immer Puter — das ewige Reh.“

„Vielleicht Renntier, das ist ja modern.“

„Nein, nein, das zähe Renntier.“

„Nun dann einen recht schönen, saftigen Kalbsrücken, zwei müssen wir haben von Witte aus Braunschweig?“

„Schön, mit Champignons, dann Eis und Nachtisch.“

Alles war zur Zufriedenheit festgestellt, nun wurde die Wohnung hergerichtet. Dora mußte ihr Zimmerchen und Schlafstübchen opfern, wo für die Jugend gedeckt wurde, und schlief auf dem Sofa. Zusagen, Absagen, Nacheinladungen erfolgten und als nun endlich der Abend heranrückte, die Wohnung im hellen Lichterglanz erstrahlte, da hatte die Gräfin

die Freude, daß alle, die unter dem Strich gestanden hatten aufgebraucht, ja daß sogar noch einige andere Herrschaften mit abgemacht wurden.

Um halb neun Uhr erschienen die Ersten, wie das Säbelrasseln und Geflüster auf dem Vorsaale bekundet, nun kamen mehr, unter ihnen auch die Geheimrätin Wenkstern und Claire du Venille — erstere natürlich in Schwarz, die letztere sehr jugendlich gekleidet — und nun quoll das Gros der Geladenen herein. Dem Obersten wurde angst und bange, als er die vielen aufgeputzten Damen mit langen Schleppen erblickte und das Leitmotiv seiner Gedanken war der Wunsch, daß sie sich nur erst wieder alle entfernen möchten.

„Lieber die Düppeler Schanzen dreimal stürmen, als solche Abfütterung, lieber Zemtsch, auf meine Ehre," flüsterte er in einem unbewachten Augenblick seinem Adjutanten zu, der sich lächelnd verneigte und die Hacken zusammenschlug, daß die Sporen leise klirrten.

Das sprach und lachte durcheinander wie in einer großen überfüllten Volière und die Hitze steigerte sich mehr und mehr, noch erhöht durch den Genuß des

Thees, mit dem die Lohndiener sich möglichst unverfroren durch die Gesellschaft drängten.

Dora harrte mit Ungeduld auf Semiramis und kam nicht eher zur Ruhe, bis sie endlich erschien.

„Da ist sie! Sieht sie nicht hinreißend aus?“ Herrn von Zemtsch zuflüsternd, eilte sie ihr entgegen. Semiramis trug heute schwarzen Sammet ohne jeden Besatz; der prachtvolle Stoff wirkte durch sich selbst Allerdings sah sie höchst interessant aus, Dora hatte nicht zuviel gesagt, Adam mußte ihr beipflichten und sein Auge hing voller Bewunderung an ihr.

„Mein Gott, da ist ja —“

„Die Amerikanerin, meine Gnädigste, mit der Sie mich im Tiergarten reiten sahen,“ entgegnete Josel mit leichtem Spott auf die Äußerung Fräulein du Venille.

„Ja wie kommt denn die hierher?“

„Als Gast meiner Eltern,“ damit verbeugte sich Josel kurz und wandte sich einigen Herren zu.

„Tante — sieh nur — höchst international! Was?“ Claire zuckte verächtlich die spitzen Schultern.

„Das scheint mir so,“ gab Frau Paula Wenkstern zurück, „die Leute sollten vorsichtiger mit

solchen überseeischen Importpflanzen sein. Immerhin — sei artig — man kann nicht wissen — vielleicht ein ganz günstiger Stoff."

„Ha — ha von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet." Und Claire du Venille, in deren litterarischer Seele sich alles, was sie sah, zu verwendbarem Stoff crystallisierte, beschloß, Miß Semiramis Wright einem eingehenden Studium zu unterwerfen. Leider wollte ihr das nicht gelingen, denn das erwünschte Opfer ihres schriftstellerischen Scharfblicks war viel zu sehr von Herren umringt und bekümmerte sich nicht viel um die Damen.

„Aha — eine sogenannte Herrendame," dachte Claire spöttisch und suchte Herrn von Zemtsch in ein Gespräch zu verwickeln, freilich auch nicht mit mehr Glück als vorher Josel Ippenbühl.

Eben ging Miß Wright festen Schrittes an Baron Zemtsch vorüber, ihr Blick streifte ihn flüchtig und doch war es ihm, als wäre etwas ganz Eigenes in ihrem Auge aufgeblitzt. Kein Zweifel, sie hatte ihn wiedererkannt und gedachte zornerfüllt ihrer ersten Begegnung.

„Sanft hat sie mich nicht angesehen, Comtesse,“ wandte sich Adam scherzend an Dora, „wollen Sie mich Miß Wright vorstellen, Graf Joachim?“

„Gleich, sofort, sie spricht eben noch mit Excellenz Blum.“ Die Antwort war nicht sehr verbindlich, doch Baron Zemtsch that, als ob er dies nicht bemerkte und wiederholte bald darauf seine Bitte.

„Erlauben Sie, Miß Wright, daß ich Ihnen Baron Zemtsch vorstelle.“

„Sehr angenehm,“ gab Semiramis artig zurück, ohne, wie Herr von Zemtsch vermutet hatte, jenes Vorfalls im Tiergarten zu erwähnen. Das setzte ihn beinahe in Verlegenheit, sodaß er befangen vom Wetter zu sprechen begann.

Semiramis, dies bemerkend, konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, welches Adam das Blut in die Wangen trieb und was, nachdem es sich im Laufe des Gesprächs kurz hintereinander wiederholte, ihn bewog, sich kurz vor ihr zu verbeugen und sie stehen zu lassen.

Semiramis richtete sich höher auf, wobei es zornig über ihr Gesicht huschte, sich aber dann eines andern besinnend, trat sie voller Entschlossenheit auf

Adam zu. „Mein Lächeln hat sie verletzt, Herr von Zemtsch?“

„Ich kann nicht leugnen, daß ich mich nicht gern belächeln lasse, meine Gnädigste, am allerwenigsten von einer Dame, weil die Mittel, welche uns Herren in die Hand gegeben sind, ihnen unser Mißbehagen zu zeigen, so schwach sind.“

„Schwach?“ fragte Semiramis komisch ernst. „Wenn Sie mich näher kennen würden, Herr von Zemtsch, so würden Sie sich selbst wundern, welche eminente Wirkung Sie eben mit diesen angeblich schwachen Mitteln erzielten, doch setzen wir uns.“

Adam lächelte schon wieder freundlich bei dieser soeben empfangenen glänzenden Genugthuung und nahm neben Miß Wright Platz, wobei beide kaum bemerkten, wie viele neugierige Blicke der Versammelten sich ihnen zuwandten.

„Ich will Ihnen sagen, Baron Zemtsch, weshalb ich lächelte. Sie traten mir gewißermaßen gerüstet entgegen, weil Sie bestimmt annahmen, ich würde von unserm neulichen Renkontre beginnen — und nun — erfolgte ein ganz sanftes Wetterge-spräch —“

„Welches schließlich doch mit einem Gewitter endete,“ fiel Adam lachend ein.

„Damit der Himmel danach in ungetrübtester, heiterster Gasbeleuchtung zum Versöhnungsfeste strahle.“

„Sie beschämen mich, Miß Wright.“

„Nein, nein, um Gotteswillen, nur das nicht. Eine Beschämung können die Herren der Schöpfung am allerwenigsten ertragen — sonst —“

„Sie meinen, türmten sich wieder Gewitterwolken?“

„Wohl möglich, doch ich hoffe, daß der Himmel in Berlin nicht so kampf- und donnergeladen ist.“

„Wir treiben entschieden Friedenspolitik.“

„Mit Amerika wenigstens, weil —“

„Nun?“

„Weil es bei uns für Berlin nichts zu annektieren giebt.“

„O, das ist wieder ein Fehdehandschuh, Miß Wright.“

„Sie haben Recht, Baron Zemtsch, lassen Sie ihn liegen, ich hebe ihn beschämt selbst wieder auf, Politik gehört nun einmal nicht in den Salon.“

„Wenigstens darf sie nicht von zweien getrieben werden, welche so hartnäckig auf ihrem vermeintlichen Rechtsboden bestehen, wie Miß Wright und Baron Zemtsch."

„Woraus schließen Sie das?"

„Nun, aus unserer neulichen ersten, stürmischen Begegnung."

„Keiner gab nach!"

„Nicht einen Finger breit!"

„So hab ich's gern!"

„Ich behaupte auch heute noch dasselbe wie damals."

„Und ich desgleichen."

„Ha — ha — ha — ha — —" Miß Wright und Adam lachten so herzlich, daß sich die Aufmerksamkeit der andern immer mehr auf sie lenkte.

„Aber wovon unterhielten Sie sich denn eben so lustig?" fragte Dora jetzt.

„Wir zankten uns, Comtesse," antwortete Adam heiter.

„Ach, gehen Sie doch."

„Gewiß, Comtesse Dora," fiel Semiramis ein, „wir zankten uns und freuten uns zugleich, daß uns

Mutter Natur mit einer solchen Hartnäckigkeit bedacht hat, die unsere Hirnschalen geradezu undurchdringlich macht."

Nun trat auch Josel hinzu und zu seinem Ärger auch noch einige andere Herren, sodaß er, trotzdem sich Adam jetzt Dora widmete, sich doch nicht ungestört mit Semiramis unterhalten konnte.

„Sie haben Recht, Comtesse, sie ist hinreißend. Da steckt Muck dahinter!" wandte sich Adam begeistert an Dora.

„Nicht wahr? Ja, ich habe Geschmack, seien Sie nur nett zu ihr, es ist für eine Fremde doch wohl schwer, sich bei uns einzuleben."

„Nun, Miß Semiramis findet sich schon zurecht."

„So sind nun die Herren, erst unterhalten sie sich famos mit den Damen und hinterher mokieren sie sich über sie."

„Bewahre, ich meinte nur so."

„Eben, das nennt man mokieren. Machen Sie ihr nur einen Besuch."

„Aber — sie lebt ja allein — — das geht doch nicht —"

„In Amerika ist das so Sitte —"

„Ja, teuerste Comtesse, wir sind aber doch nicht in Amerika.“

„Freilich — aber — — man weiß da wirklich nicht, was man dazu sagen soll.“

Miß Wright war bald von jungen und alten Herren umlagert, jeder suchte sich an der Unterhaltung mit der pikanten und jetzt, wo ein reizendes Pfirsichrot auf ihren Wangen lag, auch schönen Amerikanerin, zu beteiligen.

„Ist sie denn so besonders geistreich? Hat sie so viel gelernt? Schöpft sie aus anderem oder dem Born ihres eigenen Wissens?“ bestürmte Claire du Venille Herrn von Zemtsch, der auf alle diese Fragen zu ihrem Ärger nur ein flüchtiges, achselzuckendes: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht, meine Gnädigste sie besitzt eben das Geheimnis, anziehend zu sein,“ hatte. —

Auch bei Joachim Ippenbühl und den andern jungen Herrn, die sich sichtlich mehr zu Miß Wright hingezogen fühlten, hatte Claire nicht mehr Glück, sodaß sie sich endlich mit Herrn Keller begnügen mußte, dessen Unterhaltungsgabe nicht sonderlich ausgebildet war und der sich noch dazu, da er heute ohne

seine Gattin die Gesellschaft besuchen mußte, nicht in rosigster Stimmung befand.

Josel mußte es natürlich finden, daß man Miß Wright huldigte, und dennoch saß er grollend in einer Ecke, Semiramis dabei keinen Moment aus den Augen verlierend.

„Ich behüte mich allein, Graf Ippenbühl, ich gebrauche keinen Vormund und wäre es auch nur ein stummer,“ sagte Semiramis boshaft, als ihr Josel den Arm reichte, um sie zu Tisch zu führen.

„Aber wodurch habe ich Ihren Zorn erregt?“

„Durch Ihre Blicke, welche genugsam ausdrückten, daß —“

„Daß ich mich nach Ihnen sehnte —“

„Das sollen sie aber nicht ausdrücken, übrigens war nebenbei auch deutlich die Angst zu lesen, daß ich ein Wort sagen, etwas thun könnte, was eben nicht deutsch und deswegen in Ihren Augen nicht salonfähig ist.“

Den Kopf gekränkt zurückwerfend, nahm sie seinen Arm und folgte ihm ins Speisezimmer. Josel machte ein bitterböses Gesicht.

„Seien Sie wieder gut, Graf — ha — ha —

die Leute denken sonst, wir wären ein Liebespaar, welches sich gezankt hat."

„Semiramis, Sie töten mich mit Ihrem Spott."

„So leicht stirbt sich's nicht, Graf Ippenbühl." Sie hatte für die augenblickliche Sachlage viel zu ernst gesprochen, sodaß Josel fragend zu ihr aufsah und dabei gewahrte, daß ihr Blick lange und ernst auf Adam Zemtsch und Dora lag, die im vertrauten Gespräche nebeneinander saßen.

„Sie lieben sich," flüsterte Josel Semiramis zu, der Richtung ihrer Blicke folgend.

„Das bemerkt man nicht, Graf," gab Semiramis verweisend zurück. „Ich liebe es nicht, daß man mich zur Mitwisserin von Herzensgeheimnissen macht und würden sie mir auch von andern als den Beteiligten aufgedrängt."

Josel blickte wütend auf seinen Teller, stets hatte sie ihm gegenüber einen zurechtweisenden Ton, obgleich er ihren Eigentümlichkeiten so viel als möglich Rechnung trug, während sie sich gegen Zemtsch, der ihr schroff entgegentrat, stets nachgiebig, ja fast entgegenkommend zeigte.

Semiramis hatte gereizt gesprochen, weshalb

machte sie auch Graf Ippenbühl noch darauf aufmerksam, was sie selbst sah und was sie beunruhigte? Ja, so wunderbar es ihr selbst erschien, so mußte sie sich eingestehen, daß für sie das vertraute Verhältnis, in welchem Baron Zemtsch und Dora standen, einen Schatten auf den hübschen Abend warf.

Warum? Was ging sie dasselbe an? Welches Interesse konnte sie an dem Offizier nehmen, demjenigen unter den vielen jungen Leuten, der bewiesen hatte, daß er am wenigsten gewillt war, sich blindlings an ihren Triumphwagen spannen zu lassen, der ihr im Gegenteil bei der kurzen Bekanntschaft schon zweimal gezeigt, daß er sich dem eigentümlichen Etwas, was sie, wie sie selbst wußte, umschwebte, und welches die Männer sonst zu ihren Sklaven machte, nicht unbedingt beugte?

Aber gerade dies Festhalten des Baron Zemtsch an dem, was er für richtig befand, in Verbindung mit seiner angenehmen Persönlichkeit, seinem freien und sich doch in den Grenzen einer formellen Zurückhaltung gebenden Wesen, war es, was ihn ihr anziehender erscheinen ließ, wie die übrigen Herren. Schmeichelten sie ihr nicht und blickte dabei doch nicht aus jedem ihrer

Worte hervor, daß sie sich für unwiderstehlich hielten? Haftete nicht dem Grafen Ippenbühl dieser Fehler besonders an? Und — Semiramis beschäftigte sich immer eingehender mit Adam Zemtsch. Lag nicht ein gewisser Reiz darin, diesen jungen Mann, welcher gewissermaßen in den Augen seiner näheren Bekannten, vielleicht in seinen eigenen für gebunden galt, für sich zu gewinnen? Und stand Miß Semiramis nicht oben an? Gab es für sie ein Hindernis, wenn sie besitzen wollte? Hatte sie Rücksichten auf andere zu nehmen? Gab es in der Welt für sie überhaupt andere Rücksichten, als die auf die eigenen Wünsche?

Wieder flog ihr Blick zu den beiden hinüber, die ahnungslos, wie eingehend sich Miß Wright mit ihnen beschäftigte, harmlos mit einander plauderten. Semiramis sah sie jetzt mit ganz andern Augen an, wie bisher; beide waren ihre Feinde geworden, beide mußten besiegt werden! Adam, um ihn für immer an sich zu fesseln, Dora, um achtlos bei Seite geschoben zu werden!

„Haben Sie vergessen, Miß Wright, daß sich nächst Ihnen noch jemand am Tische befindet?“

fragte Josel jetzt, der seinen Ärger noch nicht überwunden hatte.

„Sie haben bis jetzt noch nicht versucht, mich eines anderen, ich will es dahin gestellt sein lassen, ob eines besseren oder schlechteren zu belehren?“

„Ihr Gesicht trug den Ausdruck, als ob Sie sich allein am besten unterhielten.“

„Ich könnte Ihnen eine sehr unhöfliche Antwort geben, Graf Ippenbühl, aber ich unterlasse es und bitte Sie, mich nun liebenswürdig zu unterhalten, Sie sollen es nicht bereuen. Aber zwei Themata schließe ich aus.“ Sie lächelte anmutig.

„Nun und diese wären?“

„Sie dürfen weder von sich —“

„O — das nennen Sie artig?“

„Warten Sie's doch ab — — noch von mir sprechen.“

„Miß Semiramis, aber wenn das Letzte mir nun einmal in diesem Augenblick das einzige interessante Thema wäre, wenn mein Denken und Fühlen, mein ganzes Sein — —“

„Graf Ippenbühl, es läuft schon wieder auf eine Liebeserklärung hinaus, und wenn ich Ihnen

age, daß ich diese in meinem Leben schon so oft hörte, daß ich deren wirklich überdrüssig bin, so werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie bitte, davon zu schweigen."

„Freilich, wenn Sie keinen Unterschied machen, wenn —"

Semiramis zuckte mit den kräftigen, etwas knochigen Schultern, und ließ den Fächer gedankenlos auf und nieder rauschen. „Die Männer gleichen sich so sehr."

„Und giebt es keine Ausnahmen?"

„O ja," antwortete Semiramis, nachdenklich werdend, „doch — diese — führen die Erklärungen ihrer Liebe und Treue, welche bis über die Ewigkeit hinaus dauern sollen, nicht so lose auf den Lippen."

„Ach, überraschend, sehr überraschend, es läßt auf unglückliche Liebe schließen."

„Ich habe noch nie geliebt," entgegnete Miß Semiramis bestimmt, doch plötzlich überflutete eine heiße Blutwelle ihre Stirn, ihr Auge hatte zufällig das frische, männliche Gesicht von Adam Zemtsch gestreift. Jetzt ruhte ihr Blick drohend auf Jochem. Sie seufzte erleichtert auf, er hatte gerade auf den

Teller gestarrt, ihr Erröten nicht bemerkt und so wußte er nicht, daß sie, die so oft auf ihre unbedingte Wahrheitsliebe gepocht hatte, in diesem Augenblick zur Lügnerin geworden war.

Und dabei jubelte ihr Herz, dieses kalte Herz, welches bis zu dieser Stunde als ein gefühlloser Muskel in ihrer Brust gelegen hatte. Die Lüge, welche sie eben ausgesprochen, hatte es zum Leben erweckt. Und zu was für einem Leben!? Einem Leben, dem sie alles, im Notfalle sich selbst zu opfern bereit war! Und dieser Gedanke elektrisierte sie körperlich und seelisch. In ihre eigene Schönheit wahrhaft hineinwachsend, sprühte sie Geistesfunken, dabei kennzeichnete Milde des Urteils das, was sie sagte. Die Wirkung auf ihre Umgebung konnte nicht ausbleiben; war schon vorher der Eindruck, den sie machte, ein überaus günstiger gewesen, so riß sie jetzt geradezu hin.

„Sie ist der Stern des Abends, nicht wahr, Mama?“ sagte Josel glückselig.

„Mein lieber Josel,“ die Gräfin sagte das mit ihrer tiefen, liebevollen Stimme, begleitet von einem mütterlichen Blick, den Josel nur zu gut verstand.

Der Oberst scherzte in seiner biederen, etwas

derben soldatischen Weise mit ihr. Auch auf diese ging sie, ohne die zarte Linie der Weiblichkeit zu überschreiten, gewandt ein, und mit Adam Zemtsch schien der Friede besiegelt.

Dora hing mit Ohr und Augen an ihr. „Ich soll mit ihr reiten. Habe ich nicht eine entzückende Freundin? Ach, Sie sollten sie nur erst in ihrem Hause sehen. Ich glaube, sie ist eine verkappte amerikanische Eisenbahnkönigin, so prächtig ist es bei ihr,“ äußerte sie sich bald diesem, bald jenem Offizier des Regimentes gegenüber, welche sie alle mehr oder minder als ihre guten Kameraden betrachtete, war doch mehr als einer unter ihnen, der bis vor kurzem noch die süße Rolle des gütigen Bonbononkels gespielt hatte. „Josel, ach mein Josel, ich möchte sie anbeißen.“

„Du, ich auch,“ gab er glücklich zurück.

Nur eine war in der Gesellschaft, welche den allgemeinen Beifall nicht teilte, dies war Claire du Venille. „Solche Petroleumprinzessinnen und Mond scheinplantagenbesitzerinnen erscheinen wie glänzende Meteore am Himmel. Alles staunt, starrt den güldenen Schweif an, mit dem sie vorübersausen — paff —

noch ein Knalleffekt — gewöhnlich ein etwas zweifelhafter — und sie sind verschwunden. Wer fragt noch nach ihnen? Ich habe meine Erfahrungen."

Der junge Gardelieutenant, den gestern erst die Epauletten beglückten, hörte staunend die Weisheit des mit Welterfahrung beglückten Fräuleins an. Was imponierte ihm wohl mehr als Welterfahrung? Wenn er die nur erst erreicht hätte!

Es war natürlich, daß Claire du Venille so absprechend über Miß Wright urteilte, denn erstens hatte dieselbe sie in den Schatten gestellt, und zweitens hatte sie Schopenhauer, mit dem Claire ihr ins Gesicht gesprungen war, auch gelesen und verdaut, und ihr bewiesen, daß sie seine aufgestellten Thesen nicht verstand. Sie, eine Geistesheroin, welche die Feder, wenn freilich auch noch ungedruckt, führte, sollte Schopenhauer nicht begriffen haben? War es dann überhaupt möglich, daß sie nur einen logischen Satz schreiben konnte?

„Gott sei gelobt," sagte der Oberst, als sich endlich die Flügelthüren hinter dem letzten Gaste geschlossen hatten.

„Es war himmlisch, meine süße Musche!" Damit

umarmte Dora die Gräfin und begab sich zur Ruhe, ihrer Mutter das Feld der Thätigkeit, wo es jetzt noch so unendlich viel Arbeit gab, allein überlassend. Mochte sie ruhen, das süße, liebe Kind; die Gräfin, mit Stolz auf das gelungene Fest zurückblickend, wollte schon alles wieder in Ordnung bringen. „Es war ein hübscher Abend — wenn — er nur nicht so viel Geld gekostet hätte."

Frau Hedwig wollte sich nun auch schlafen legen — aber — „ich muß doch wirklich einmal nachsehen, ob sie auch das Silber alles abgewaschen haben. — Nein, da haben sie richtig noch die silbernen Löffel im Salat liegen lassen — da setzt sich Grünspan an. Gute Nacht, Kinder, ach, wenn man das Auge nicht überall hat."

Rrrrrrchs — der Oberst schnarchte wie ein Bär. Leise, ganz leise, suchte die Gräfin im Dunkeln ihr Lager. Der Gute durfte nach solchem Tage nicht gestört werden.

„Lieber Gott — ich — — danke — Dir", Darüber war die sorgende Hausmutter sanft eingeschlummert.

Der Amtsrichter Keller lauschte noch den be-

schleunigten Atemzügen seiner Maria. Sie schlief unruhig und schien ein wenig zu fiebern.

Claire du Venille beklagte beim Ausziehen gegen ihre Tante den verlornen Abend, an dem sie so viele Flachheiten hören mußte und der sie ihre lieben Manuskripte vernachlässigen ließ. Frau Paula Wenkstern dachte anders, widersprach aber nicht. Sie hatte einige Excellenzen kennen gelernt, zwei männliche und zwei weibliche, wovon zwei in Wohlthätigkeit geradezu aufgingen. Sollte solch ein Abend für sie verloren sein? Die Angel, um diese Bekanntschaften zu kultivieren, saß bereits.

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)

Doras Opfer

Bd.: 1. Band

1891